

Kulturschock Hippie Trail

Eine Reise auf dem „hippie trail“ nach Nepal im Jahr 1977

Zweite zensierte und stark erweiterte Version –
2007 (mit 23 Abbildungen)

Die Anreise

(Ein langsamer Übergang)

Deutschland Österreich Italien Grie-
chenland

Am herbstlich kühlen Morgen des 28. September 's 1977 brachen wir also auf in den Orient.

Werners Mutter hatte am Abend vorher gekocht und so schlugen wir uns noch gehörig den Bauch mit wieder aufgewärmten Essen voll, bevor wir uns an die Bundesstraße zum Trampen stellten. Ein Fahrer der uns bei Mindelheim ein kurzes Stück mitnahm, bemerkte mit Hinblick auf unser Reiseziel Indien-Nepal:

"Wohl zuviel Hesse gelesen!"

Das Trampen lief allerdings schon in Deutschland nicht gut, wir hatten die Route über München gewählt und in den ersten bayerischen Bergen mußten wir unser Nachtlager aufschlagen. Während des diesjährigen Herbstmanövers hatte Werner einen "GI" beim trampen mitgenommen und von diesem hatten wir zwei Army-Fresspakete bekommen als wir ihn in sein Feldlager fuhren, an diesen sollten wir uns für mehrere Tage laben.

Immerhin kamen wir dann am nächsten Tag bis über den Brenner und bei Modena rollten wir zum zweiten Mal unsere Schlafsäcke aus. Es war lausig kalt, aber zum Glück hatten wir ein großes Stück Plastikfolie gefunden, die uns wenigstens vor dem Niederschlag des Nebels schützte.

In Italien lief das Hitch-Hiking sehr schlecht, wir schafften es am dritten Tag nur eine kleine Strecke den Stiefel hinab Richtung Brindisi, wo wir nach Griechenland übersetzen wollten. Vom Trampen durch



Bei Modena

Italien ist mir kaum etwas in Erinnerung geblieben und auch die Tagebuchvermerke sind dürftig. Nach ein paar fast erfolglosen Tagen nahmen wir entnervt von Pescara aus den Zug und trafen am 5. Oktober in Brindisi ein. Unsere Fähre legte dort um 10 Uhr abends ab. Weil das billiger war, hatten wir nur Schiffskarten nach Korfu gelöst und nahmen von dieser Insel eine der häufigen kleineren Fähren hinüber aufs Festland.

Auch in Griechenland war es wie verhext und nach einigen Stunden erfolglosem Trampen in Igoumenitsa, das wir am nächsten Tag um 13 Uhr erreichten, nahmen wir den Bus nach Ioannina. Wir machten vielleicht den Fehler, nicht an der Hauptstraße auszusteigen, sondern in die talwärts an einem See liegende Stadt mit hinunter zu fahren. Gestärkt mit dort gekauftem Feta und Brot, stellten wir uns an die Ausfallstraße, allein der Versuch weiter zukommen blieb erfolglos, es fuhr kaum ein Auto aus dem Städtchen.

Deshalb bestiegen wir den Nachtbus nach Thessaloniki, der dort um 2:30 eintraf. Im glücklicherweise durchgehend geöffneten Bahnhofs-Restaurant verbrachten wir die restliche Nacht bei Kaffee.

Um 8:30 ging der Zug nach Istanbul. Die

Bahn bummelte durch die öde Landschaft, hielt an jeder Station und erst am 7. Oktober erreichten wir die Grenze. Aufgrund der türkisch-griechischen Feindschaft dauerten die Formalitäten dort stundenlang, eine andere Lok wurde angekuppelt und endlich ging es weiter.

Türkei – Istanbul

Da wir aus Unerfahrenheit nicht für Proviant gesorgt hatten, waren wir froh, als wir bei einem der kurzen Aufenthalte an einem kleinen Bahnhof Brot und Wasser kaufen konnten, das wir brüderlich mit dem jungen Engländer in unserem Abteil, der ebenfalls nach Nepal reisen wollte, teilten. Außerdem lernten wir zwei "uralte" zwielichtige Typen kennen, die angeblich von der Weinlese in Südfrankreich kamen und was-weiß-ich für einen Job in der Türkei antreten wollten. Daß die beiden etwa 45-Jährigen schon so manchen Knast von innen gesehen hatten, war keine haltlose Vermutung, sie gaben es offen zu und es sollten fast zwei Tage vergehen bis wir die Kerle wieder los wurden. Wir brachten in Erfahrung, daß sie fast mittellos waren und sich in Deutschland nicht mehr sehen lassen durften. Die Strapazen dieser 28-stündigen Zugfahrt (immerhin hatten wir die letzten drei Tage nicht mehr richtig schlafen können) waren ein kleines Vorspiel auf das was uns noch bevorstehen sollte.

Als wir also im osmanischen Zuckerbäckertyp errichteten Sirkeci-Bahnhof von Istanbul eintrafen, hefteten sich die beiden an unsere Fersen, eine Geldquelle witternd. So kam es, daß wir uns in der gleichen billigen Absteige einmieteten, selbstverständlich in verschiedenen Zimmern. Dann erst mal etwas Essen und zwar im berühmten "Pudding-Shop", dem Treffpunkt aller Indienreisenden. Zu meiner Überraschung saß dort ein Bekannter mit dem ich zwei Jahre vorher die Berufsaufbauschule besuchte und der gerade auf dem Heimweg von Indien war. So saßen wir länger zusammen und lauschten den Geschichten und Ratschlägen meines Bekann-



Blaue Moschee

ten.

Am nächsten Morgen bekamen wir Besuch von unseren beiden "Freunden", aber wir verhielten uns recht abweisend.

Jetzt galt es einen Bus nach Kabul zu suchen, d.h. die verschiedenen Bus-Agenturen abzuklappern. In einer wurden wir gewarnt, es gebe keine Direktverbindung nach Kabul, alle Busse endeten in Teheran.

Wir wollten uns die Sache in Ruhe überlegen und so sahen wir uns die Blaue Moschee an, allerdings nur von außen, da sie gerade renoviert wurde.

Gleich um die Ecke des "Pudding-Shop" entdeckten wir eine noch bessere und billigere Teestube, hier führte der Wirt ein Gästebuch das jeder einsehen und beschreiben konnte. Die beiden dicken zerfledderten Bände reichten zurück bis ins Jahr 1967, als die ersten Hippies nach Indien aufbrachen und in seiner Teestube Station machten. Hunderte junger Leute aus ganz Westeuropa hatten sich und ihre Sehnsüchte dort eingetragen. "All you need is love..." war der wohl am meisten zitierte Satz. Falls der damalige Wirt diese Bände aufgehoben hat, besitzt er einen einmaligen Schatz, der das authentische Lebensgefühl der "Flower-Power" Generation wohl wie kaum ein anderer repräsentiert. Der Eintrag in meinem Tagebuch für diese Teestube lautet "Jenners", doch weiß ich nicht mehr genau ob das der Kneipenna-me oder ob ein Platz damit gemeint war.

Um eine weitere Ecke fanden wir ein bil-

liges Hotel, das "Akin". Dieses war unterbelegt und eine Übernachtung kostete pro Bett 27,5 TL in einem Dreibettzimmer und so beschlossen wir, morgen hierher umzuziehen, auch um die beiden halbseidenen Gestalten endgültig loszuwerden. Am nächsten Tag also der Umzug, dann wieder Suche nach einer günstigen Busverbindung und Sightseeing. Wir besuchten die berühmte alte Galata-Brücke und befanden uns gerade beim Rückweg auf einer der Gassen den Hügel hinauf, als wir an einer Ecke fast von zwei Kerlen umgerannt wurden. Sie waren atemlos und einer sah um die Ecke zurück.

"Sind sie noch hinter uns her?"

"Nein, ich kann jedenfalls keinen mehr sehen."

"Gott sei Dank!"

"Was ist denn mit euch los und wer ist hinter euch her?" Wollten wir wissen.

"Ach, ihr seid Deutsche! Öh,..., wir haben Streit mit ein paar Türken bekommen und mußten abhauen!"

"Sagt mal, habt ihr vielleicht ein paar Mark für uns, uns haben sie alles geklaut und wir haben Hunger. Ich bin Österreicher!"

"Tja, wenn ihr Hunger habt, können wir euch helfen, aber Knete ist nicht!"

Wir kauften bei einem der fahrenden Brothändler für jeden zwei Sesamkringel, die sie auch hungrig zu verschlingen begannen und setzten dann unseren Weg fort.

So langsam mußten wir uns entscheiden, wir hatten ein gutes Angebot für eine Busfahrt nach Kabul und so beschloßen wir die Warnung des einen Reisebüros in den Wind zu schlagen und den am Mittwoch gehenden Bus nach Kabul zu nehmen. Die Fahrt sollte etwa 110.-DM kosten, während eine Fahrt nach Teheran etwa mit 50.-DM zu Buche schlagen sollte. Also kauften wir die Fahrkarten, tranken noch ein Bier im "Pudding-Shop" und Tee in der "Hippiestube" und gingen dann zurück ins Hotel.

Wir hatten mit unserem Wirt vereinbart das Dreibett-Zimmer trotz des Einzelbett-Preises alleine zu bewohnen. In dieser Nacht wurden wir durch energisches und lautes



Park am Sultanahmet

Klopfen unsanft aus dem Schlaf geschreckt.

Es war der Herr Wirt der uns beehrte, er habe noch einen Gast und unser Zimmer sei das Einzige das noch ein Bett frei hätte.

"Aber wir hatten ausgemacht, daß wir das Zimmer alleine bewohnen werden!"

"Ihr könnt euch ja ein anderes Hotel suchen, ich jedenfalls werde das Bett an diesen Gast vermieten!"

Es war etwa 2 Uhr nachts und so blieb uns nichts als uns zu fügen. Der Wirt ging nach unten und der Gast kam herauf.

Wir staunten, das war ja der Österreicher vom letzten Nachmittag!

Wir waren müde und schiefen bald weiter. Als ich erwachte blieb ich, wie ich es seit jeher gerne tat, ruhig liegen um noch etwas zu dösen. Bald zeigten die Geräusche, daß auch der Österreicher erwacht war. Er richtete sich im Bett auf.

"Hey, gibst du mir ein paar Tropfen ab?"

"Tropfen? Was für Tropfen?"

"Na da, von deinem Valeron!" Damit deutete er auf das kleine Nachttischchen neben meinem Bett.

Ich begriff immer noch nicht.

"Was soll da sein?"

"Na deine Flasche, ich sehe sie doch, du hast so viel, da kannst du sicher etwas abgeben!"

Jetzt sah ich genauer hin, auf der unteren der beiden Stellflächen stand ganz hinten eine ziemlich große Arzneiflasche mit blauem Etikett. Ich holte sie hervor, tatsächlich,

"Valeron" stand auf der großen fast vollen Flasche im Krankenhaus-Format.

"Na gut, du kannst ein paar Tropfen haben."

"Wieviel, hundert,... hundertzwanzig,...?"

"Hundert!"

"Und mein Freund, den hat der Wirt in ein anderes Zimmer quartiert, kriegt der auch was?"

"Also gut!"

Er ließ sich dieses "veredelte" Opium mangels Gefäß direkt in den Mund tropfen und zählte die Tropfen für seinen Kumpel auf die zusammengesprengte Handfläche ab, woraufhin er verschwand.

Werner war natürlich längst erwacht und wir lachten uns an.

"Sollen wir die Flasche verkaufen, die bringt unter Brüdern bestimmt hundert Märker?"

"Ja, aber ich weiß nicht, die haben doch keine Kohle und wer weiß schon was in dieser geöffneten Flasche wirklich drin ist!"

Damit hatte er allerdings recht, auch wenn uns 100 Mark gut getan hätten, das Geld für unsere Reise war von Anfang an sehr knapp bemessen.

Es ist immer eine gute Idee, den Umgang mit Junkies auf das Notwendigste zu reduzieren. Wie erwartet, tauchte der Österreicher nach relativ kurzer Zeit wieder auf.

"Hör mal, du scheinst gute Beziehungen zu unserem Wirt zu haben!"

"Ja ich kenne ihn schon lange."

"Wir haben mit dem Wirt abgemacht dieses Zimmer alleine zu bewohnen, meinst du, du könntest ihn überreden, daß das auch eingehalten wird?"

"Beim Wirt habe ich noch was gut!"

"Was bezahlst du für die Flasche?"

"Ich habe kein Geld, ja nicht mal einen Paß, den habe ich bei meiner Botschaft verwahren lassen. 200 oder 300 Lira könnte ich vielleicht auftreiben. Aber... ihr wollt doch das Zimmer alleine haben und gebt mir dafür die Flasche?" Fragte er hoffnungsfroh.

Auf den Kopf gefallen war er ja nicht. Es war sehr wahrscheinlich, daß dieser Mensch mit der hier ungewohnt allgegenwärtigen Polizei zusammenarbeitete, sonst wäre er

schon lange im Knast gelandet. War es Zufall oder hielt er Wort, jedenfalls hatten wir das Zimmer bis Mittwoch wirklich alleine.

Diese Zeit in der großen Stadt Istanbul zu verbringen fiel leicht. Es war sehr interessant, wenn mir auch die dortige Atmosphäre trotz eines späteren Besuches niemals gefallen hat.

Was die Geschäftsleute betrifft, fast allesamt Schlitzohren und die anderen Istanbuller waren auch nicht gerade besonders zuvorkommend.

Wir besichtigten die Sehenswürdigkeiten am Sultanahmet-Platz und ein paar Mal spazierten wir hinunter ans Goldene Horn. Unter der breiten Fahrbahn der Galata-Brücke, die auf Pontons schwamm und deshalb eigentlich gar keine echte Brücke war, befanden sich viele Restaurants und Teestuben, in denen zumeist ältere Türken beisammen saßen und aus großen Wasserpfeifen schmauchten. Bei der Brücke herrschte reger Boots- und Schiffsverkehr und viele Istanbuller kauften ihren frischen Fisch direkt von den vertäuten Fischerbooten, in denen diese auch nach Aufforderung gleich ausgenommen und küchenfertig zugeschnitten wurden. Einige der in der Nähe der Brücke liegenden kleinen Restaurants akzeptierten seltsamerweise keine ausländische Kundschaft und wiesen uns ab. Im wahrsten Sinne des Wortes "fahrende Händler" rollten Verkaufs- und Grillstände durch die Straßen und öfters stillten wir unseren Hunger mit den aufgeschnittenen kleinen Broten, die, mit fremdartig gewürzten gegrillten Frikadellen und Salat gefüllt, dort angeboten wurden. (Ein "Döner Kebab" im Fladenbrot sollte ich erst zwei Jahre später in Berlin zum ersten Mal essen.) Die bunten, in knalligem Rot, Grün und sonstigen Farben leuchtenden Süßspeisen, die in den Auslagen der Zuckerbäcker lagen, mieden wir, da wir hier auf chemische und womöglich sogar giftige Lebensmittelfarben tippten.

Durch den Anblick der Moscheen mit ihren schlanken Minaretten fühlten wir uns bereits in den tiefsten Orient versetzt, obwohl noch alle Menschen Kleidung trugen, wie sie auch

in Europa üblich war. Doch im späteren Rückblick, als wir dann im wirklichen Orient waren, sollte uns Istanbul als europäische Stadt erscheinen.

Türkei - Fahrt an die persische Grenze

Als wir Mittwochs dann endlich im Bus saßen, man hatte uns freundlicherweise in die erste Reihe neben dem Fahrer platziert ("Da könnt ihr die Beine ausstrecken!"), kam kurz vor der Abfahrt ein Angestellter der Bus-Agentur in den Bus und drückte Werner und mir einen Lirabetrag in die Hand, der je ungefähr 40.-DM entsprach.

"Dieser Bus fährt jetzt doch nicht nach Kabul, sondern endet in Teheran!"

Zu großem Protest blieb keine Zeit, denn unser Bus setzte sich gleich darauf in Bewegung. Also hatte jeder von uns 20.-DM zuviel bezahlt.

Über die beeindruckend hohe und lange Bosphorus-Brücke erreichten wir Asien, doch sollten noch etliche Stunden vergehen, bis ich diesen Kontinent auch betrat, denn unser Bus machte nur selten eine Pause. Es waren zwei Fahrer an Bord und bald legte sich einer der beiden hinter die letzte Sitzreihe, wo ein etwa 50 Zentimeter schmales Schlaflager eingepasst worden war. Leider hatten wir als Getränk süße Limo mitgenommen, welche bald, warm und mit verflüchtigter Kohlensäure, widerlich schmeckte. Unsere Mitreisenden waren schlauer, sie tranken meist stilles Tafelwasser aus Flaschen, die, ähnlich wie bei uns noch in den sechziger Jahren die Milchflaschen, einen Verschluss aus Aluminiumfolie hatten.

Wir durchquerten Ankara nachts und der folgende Morgen präsentierte die phantastische Landschaft der östlichen Türkei, die teilweise wie auf einem anderen Planeten wirkte. Die oft kahle und öde Gebirgslandschaft mit seltsamen Formationen und Farben wirkte jetzt sehr ärmlich und die Kleidung der Menschen in den Dörfern wurde fremdartiger.

Doch wurde bald auch klar, weshalb man uns die vorderen Plätze überlassen hatte, am Wegesrand stehende Kurden bewarfen un-

seren Bus des öfteren mit Steinen. Zum Glück blieb die Frontscheibe bei allen Mordversuchen heil, obgleich sie einen langen Sprung davontrug. Dabei waren die Reisenden in unserem Bus zum größten Teil gar keine Türken, sondern Perser. Darüber hinaus sollten sich unsere Plätze auch deshalb als die schlechtesten im Fahrzeug erweisen, weil man zwar die Beine strecken konnte, doch um zu schlafen oder wenigstens zu dösen wäre die Rückwand eines Sitzes zum Abstützen von Armen und Beinen wesentlich besser geeignet gewesen als die dünne Querstange die wir vor uns hatten. Auch deshalb beneideten wir die anderen Passagiere.

Erzincan und später Erzurum machten einen armseligen und abweisenden Eindruck. Hier wurde Halt gemacht und gegessen, Reis mit Kichererbsen in roter Soße, die Fahrer wechselten sich wieder mal ab und wir wollten gerade losfahren, als ich einen schmerzhaften Bauchkrampf bekam. Ich drängte den Fahrer die Tür wieder zu öffnen und eilte zur Toilette. Ruhe hatte ich dort nicht, denn der Busfahrer hupte mehrmals lange und mahnend, wobei er Gas gab und der Motor aufbrummte. Natürlich wurde ich mit Gelächter wieder empfangen, doch glücklicherweise blieb dieser Vorfall singulär, richtiger Durchfall hätte meine Fahrt abrupt unterbrechen können. Gegen solche Fälle hatte mir mein damaliger Arzt "Mexamform" mitgegeben, das könne ich auch prophylaktisch nehmen, was ich dann später in Afghanistan auch tat und erst einige Jahre später sollte die Gefährlichkeit dieses Mittels öffentlich bekannt werden.

Wir fuhren schließlich durch den östlichsten Zipfel der Türkei. Im Norden schimmerte die eisige Kappe eines gewaltigen Berges, des Ararat.

Iran - Teheran

Am 14. Oktober erreichten wir die Grenzstation Bazargan auf der iranischen Seite. Im Zollraum war ein riesiges und völlig kitschiges Bild, eine Fotomontage, aufgehängt, das einen überlebensgroßen und gütig lächelnden Schah vor einer aufgehenden Son-

ne zeigte. Welch einen Charakter mußte jemand besitzen, der es zuließ, daß eine solche Geschmacklosigkeit von sich und in seinem Namen gezeigt wurde!

Die Kontrollen waren genau, woher, wohin und endlich setzte sich unser Bus wieder in Bewegung. Wie stets plärrte der Kassettenrekorder türkische und persische Schlager. Als es Morgen wurde, konnten wir die trockene persische Steppenlandschaft durch die Busfenster bewundern. Die Fahrt begann so langsam anstrengend zu werden.

Am Freitagnachmittag erreichten wir den Moloch Teheran.

Nie vorher oder nachher habe ich einen solchen Verkehr wie in Teheran erlebt, nicht einmal in den Megastädten Manila oder Lagos. Von der dicht befahrenen Hauptachse, die uns ins Zentrum führte, bogen wir bei dem Kreisverkehr in dessen Mitte das riesige Shahyad-Monument (jetzt: Azadi-Monument) liegt, nach rechts ab um den Busbahnhof in der Nähe des Sepah-Platzes anzusteuern und von dort aus marschierten wir los.

Eine Straße zu überqueren war ein Abenteuer, die Fußgängerübergänge hätte sich die Stadtverwaltung genau so wie die Ampeln sparen können, sie wurden völlig ignoriert. Um sicher auf die andere Straßenseite zu gelangen gab es nur eine Möglichkeit. Blickkontakt mit einem Fahrer aufnehmen (Handzeichen wurden nicht gegeben!), abschätzen ob er anhält oder nicht, die Spur überqueren, Blickkontakt mit dem nächsten Fahrer aufnehmen...

Manche Fahrbahnen hatten drei oder gar vier Spuren in jede Richtung und viele waren Einbahnstraßen.

Wir wollten nach einem Hotel suchen und das Weiterkommen nach Kabul abklären. Die Hotelsuche ging vor, war aber alles andere als einfach, da die Teheraner sich einen Spaß daraus machten, die Ungläubigen zu veralbern. So wurden wir von einer Gruppe junger Männer in ein großes Haus mit schäbiger Fassade geschickt, das sei ein Hotel. Die Inschrift der Tafel an der Fassade war in



Azadi-Monument (Foto: Public Domain)

iranisch-arabischen Schriftzeichen, und wir traten durch das Tor. Im ersten Hinterhof ein ganz anderer Eindruck, das Hinterhaus hatte eine saubere Fassade und ein schönes Portal, durch das wir traten.

Wir befanden uns jetzt in einer schimmernden mit Marmor belegten und klimatisierten Empfangshalle. Eben kam ein bärtiger, wohlbeleibter und in der Tracht der Golfstaaten gekleideter Araber mit goldenen Ringen an den Fingern die glänzende breite Treppe herunter. Mit wohlgefälligem Grinsen führte er eine schöne Perserin an der Hand, die sich fast echt lächelnd an ihn schmiegte. Hinter den beiden ein Troß von drei oder vier jungen Männern, ebenfalls im Burnus und mit arabischem Kopftuch.

Wir waren in einem exklusiven Nobelpuff gelandet!

"Was wünscht ihr?" Störte der Iraner an der Rezeption unsere Betrachtungen.

"Wir suchen ein Hotel, aber ich glaube wir sind hier falsch." Meinte Werner grinsend.

"Ja, aber versucht es doch mal im Vorderhaus, dort, die Treppen hinauf" schlug der Empfangschef aus dem Fenster deutend vor.

Wir folgten seinem Rat, doch war im Vorderhaus, wie es aussah, nur die Billigvariante mit den im Hinterhaus ausgemusterten Damen desselben Gewerbes.

Mit schadenfrohem Lachen wurden wir draußen von den Persern erwartet.

"Na, habt ihr jetzt ein Zimmer bekommen?"

Sehnsüchtig dachten wir an Istanbul zu-

rück, dort erhielt man wenigstens vernünftige Auskunft!

Wir hielten uns jetzt an die wenigen Europäer die auf den Straßen zu sehen waren. Von solchen wurde uns sowohl für die Busverbindung als auch zur Unterkunft das in der gleichnamigen Straße liegende Amir Kabir empfohlen. Dort gab es zwar zu einem halbwegs vernünftigen Preis Quartier, auch wurden Bustickets nach Maschad verkauft und der Bus sollte direkt vor dem Hotel abfahren. Doch das Hotel war voll, aber wir erfuhren, daß in der 20 Gehminuten entfernten Jugendherberge die Übernachtung 180 Rial kostete, so quartierten wir uns dort ein. Diese lag übrigens ganz in der Nähe des Busbahnhofs, so daß wir uns unsere Rundwanderung eigentlich hätten sparen können.

Abends als die Geschäfte schlossen, wurden die tagsüber angefallenen Abfälle, hauptsächlich Schachteln, vor den Häusern in hoch auflodernden offenen Feuern verbrannt.

Wir entdeckten ein billiges Restaurant, in dem wir gekochtes Huhn mit trockenem gebuttertem Reis aßen und Pepsi Cola tranken, dieser amerikanische Konzern schien aus irgend einem Grund das Cola-Monopol im Iran zu besitzen.

Am anderen Morgen wieder die Veralberungen der Teheraner, denn wir wollten zum Bahnhof um uns nach den Preisen zu erkundigen. Sobald sich mehrere Leute um uns versammelt hatten, tauchte auch bald ein Geheimpolizist auf, vor dem sich die Iraner anscheinend zu rechtfertigen hatten. Manche Bürgersteige waren mit handgeknüpften Teppichen belegt, die von Händlern ausgelegt wurden um die Auslegware auf schnelle Art abzunutzen und auf "alt" zu trimmen.

Die Zugfahrt sollte 1400 Rial kosten während der Bus nach Mesched bei der nahe des "Amir Kabir"-Hotel's gelegenen "PMT"-Busgesellschaft 420 Rial kostete. Also klare Sache!

Iran (übersetzt "Land der Arier")

Anfang 1979 wurde die autoritäre Gewaltherrschaft des von den USA an der Macht gehaltenen Schah Reza Pahlavi durch die islamische Revolution beseitigt und durch die "Islamische Republik Iran" unter Führung des Ajatollah Khomeini ersetzt.

Folgerichtig verfolgte die neue Regierung eine antiwestliche Politik. Den Höhepunkt bildete die Besetzung der amerikanischen Botschaft und die Geiselnahme der Botschaftsangestellten sowie der gescheiterte Befreiungsversuch durch amerikanische Truppen.

Auch gegen religiöse Minderheiten und politische Gegner wurde mit rigider Brutalität, die jener des Schah's in nichts nachstand, vorgegangen. Das islamische Recht, die Scharia wurde eingeführt und öffentliche Hinrichtungen waren an der Tagesordnung.

1980 wurde das Land durch den Irak unter Saddam Hussein, der glaubte die Wirren nutzen zu können, angegriffen. Nach acht Jahren endete der Zermürbungskrieg, da beide Parteien erschöpft waren, jedoch trug der Krieg zur innenpolitischen Festigung des Iran bei. Zur Zeit ist das Land dabei, Atomwaffen zu bauen und somit unangreifbar zu werden, falls der Westen nicht schnell handelt.

(Stand: 2006)

Iran - Mesched

Noch in dieser Nacht saßen wir im Bus nach Maschad. Irgendwo im östlichen Iran, bei einem nächtlichen Stop an einem einsamen Rastplatz, das Morgenland pur:

Zwischen den Kreuz und Quer geparkten LKW's und vielleicht 50 grunzenden von ihrer Traglast befreiten Kamelen brannten mehr als ein Dutzend Lagerfeuer. Die Luft war erfüllt vom Rauch und dem Duft gebratenen Fleisches, ab und an wurde der Motor eines LKW's gestartet und mischte seine Abgase mit diesen Gerüchen. Aus batteriebetriebenen Radios und aus dem kleinen Restaurant bedröhnte orientalische Musik dieses lebhaftes Treiben.

Offensichtlich benutzte eine große Karawane oder ein Trupp ziehender Nomaden die Gelegenheit zum Lagern.

Wir aßen safrangewürzten Reis mit gegrillten Tomaten und Fleisch, doch kam mir das iranische Essen nie sonderlich schmackhaft vor.

In Maschad trafen wir um die Mittagszeit ein, mieteten beim Busbahnhof für 300 Rial ein Zweibett-Zimmer im "Karoon"-Hotel und

legten uns erst mal Schlafen.

Als wir erwachten war es schon Dunkel, das Hotelpersonal wartete auf uns in der Hoffnung, wir würden im Hotelrestaurant essen. Darin wurden sie allerdings enttäuscht, wir wollten uns die Stadt ansehen und dort irgendwo Essen.

Wir waren ziemlich orientierungslos und irrten durch kleine verwinkelte Gassen. Als wir um eine Ecke bogen standen wir plötzlich auf einem großen breiten Boulevard. Etwa 600 Meter weiter bot sich der faszinierende Anblick einer großen, von Scheinwerfern angestrahlten Moschee mit goldfarbener Kuppel auf die der Boulevard zulief.

Unwillkürlich gingen wir auf der Mitte des Boulevard`s auf die wie aus 1001 Nacht wirkende Erscheinung zu. Zwar nahm ich wahr, daß die Händler an den Straßenständen zu beiden Seiten unwillige Äußerungen von sich gaben, doch bezog ich das nicht auf uns. Als wir uns etwa auf 300 Meter der Moschee genähert hatten, zog Werner seine Kamera aus der Tasche um ein Foto zu machen. Sofort wurden wir von mehr als einem Dutzend wütender und drohender Menschen umringt. Die ersten begannen gar handgreiflich zu werden.

Zum Glück tauchte jetzt ein junger Mullah auf, der die Menge beruhigte und uns von der Moschee wieder wegführte.

Wir hatten, bis uns der Mullah aufklärte, keine Ahnung davon, daß Meshed für die Schiiten eine heilige Stadt ist, die Stadt war für uns nur eine Station auf dem Weg nach Nepal.

In vorsichtiger Entfernung dieses heiligen Platzes gingen wir dann in ein Restaurant. Die Speisekarte war natürlich in Dari, nicht einmal die Preise waren lesbar, da ebenfalls in iranisch-arabischer Schrift. So deuteten wir auf die Gerichte der anderen Gäste, die wir auch haben wollten, denn der Kellner verstand kein Englisch.

Zurück im Hotel baten der Sohn des Managers, der in unserem Alter war, mit zwei Freunden um den Eintritt in unser Zimmer und wir unterhielten uns. Sie waren sehr an religiösen Themen interessiert, jedoch nicht

so dogmatisch wie die Kerle die uns beinahe angefallen hätten. Das fanden sie ebenfalls für blödsinnig. Sie akzeptierten uns als Christen, doch waren sie über die politischen Verhältnisse in Europa sehr gut informiert und sahen diese sehr kritisch. Der Westen und seine Lebensweise war für sie kein Vorbild. Die Herrschaft des Schah`s lehnten sie als die einer amerikanischen Marionette ab.

Im Orient

(Die westliche Welt ist klein)

Afghanistan - Herat

Den nächsten Tag, Montag der 17. Okt. 1977, kauften wir für 125 Rial ein Ticket an die Grenze. Die Abfertigung an den beiden Posten dauerte recht lange, am afghanischen Grenzposten war eine kleine Ausstellung mit Drogenverstecken und einer kurzen Fallbeschreibung. Haschisch und andere Drogen waren in Schokolade eingeschmolzen, zwischen einer Tischplatte, in Schachfiguren, allerlei sonstigen Utensilien und sogar Fahrzeugteilen raffiniert versteckt gewesen. Für 70 Afghani reisten wir dann in einem Minibus voller Hippies aus England und Amerika bis nach Herat.

Ein kurzer Stop zeigte mir die zu erwartenden hygienische Verhältnisse. Neben der Straße floß in einem Betongraben ein kleines Wässerchen. Das Wasser war nicht klar, sondern hatte etwa die Farbe von Putzwasser, nachdem damit ein schmutziger Boden gewischt wurde. Ein Afghane ging an dem Kanal in die Hocke, schöpfte das Wasser mit der Hand und spülte sich damit den Mund aus.

In Herat stiegen wir im Hotel "Yaquin" ab, 20 Afg. kostete die Übernachtung im Schlafsaal. Dieser war auch der Schlafplatz des zweiköpfigen Personals.

Im Hotel gab es keinen Strom, vielleicht hatte der Besitzer ja die Stromrechnung nicht bezahlt, jedenfalls waren alle Lampen demontiert und nur noch die Kabel hingen

aus den Wänden. Statt dessen stand auf dem Boden eine Benzinlampe die, wenn man kräftig an ihr pumpte, für jeweils etwa 20 Minuten ein gleißend helles Licht erzeugte.

Einen Engländer der mit im Schlafsaal war, faszinierte dieses einfache aber effektive Gerät ungeheuer.

"That 's made in China!" Lautete seine Schlußfolgerung.

"China? No, not China, that 's made in Gerrmany!"

"All things arre made in Gerrmany!"

Der Engländer öffnete den Mund.

Die britischen Einfälle nach Afghanistan im 19. Jht. waren unvergessen.

Hier in Herat wollten wir zunächst einmal bleiben, die Strapazen der letzten zweieinhalb Wochen steckten uns in den Knochen.

War das Essen im Iran nicht besonders wohlschmeckend, so war es in Afghanistan aus hygienischen Gründen fast nicht zu genießen, wie wir bald feststellen mußten.

Nur in ein paar wenigen Restaurants die einen halbwegs sauberen Eindruck machten, wagten wir zu essen. Neben den Straßen floß in den Gräben ein kleines nur wenige Zentimeter breites, stinkendes Rinnsal in dem aller mögliche Schmutz und Abfall landete. Ein Alter ließ über diesem Graben ein Huhn ausbluten, ein paar Meter weiter wusch sich einer die Hände in der Brühe während wieder ein paar Meter weiter Putzwasser in den Graben gegossen wurde.. Der Gipfel war jedoch, als wir aus einem Restaurant traten in dem wir gerade "Spaghetti" - eine undefinierbare Nudelmasse - gegessen hatten. Der Küchenjunge kam aus der Tür und säuberte unsere Teller ebenfalls in diesem Schmutzwasser.

Unsere Hauptnahrungsmittel waren ab jetzt das gute frische Fladenbrot, das die in die Erde gegrabenen und mit Reisig oder Holzkohle befeuerten Backöfen lieferten, sowie Honig und Früchte wie Melonen, Bananen, Trauben und Granatäpfel. Diese letzteren Früchte sind, sofern sie aus dem

Afghanistan

Das Land besteht zum allergrößten Teil aus unzugänglichen Hochgebirge und ist somit wie kaum ein anderes geeignet, auch gegen modern ausgerüstete Armeen erfolgreich verteidigt zu werden. Diese Erfahrung machten in der Vergangenheit und machen gerade jetzt Großmächte die sich in Afghanistan festsetzen wollen. Man kann Afghanistan zwar erobern, nicht aber halten!

Neben den Paschtunen, die etwa 50% der Bevölkerung ausmachen und die Träger des antiwestlichen Widerstandes sind, gibt es noch Tadschiken und Hazaras und einige kleinere Volksgruppen. Jede Volksgruppe hat eigene Sitten und lebt nach Stammesrecht, nur in den Städten gelten die Staatsgesetze. So gingen vor dem Krieg etwa die Frauen der Nomaden unver Schleiert, während bei den Paschtunen die Frauen selbst bei der schweren Feldarbeit tief verschleiert waren.

Auslöser der politischen Wirren des Landes war die Ablösung der Republik durch ein kommunistisches Regime 1978, das von der muslimischen Landbevölkerung als gottlos betrachtet und bekämpft wurde. Dies führte zum Einmarsch sowjetischer Truppen zur Stützung des Regimes. Als Reaktion darauf lieferten die USA Waffen und bildete die Widerstandskämpfer aus. Doch nicht nur die Regierungstruppen und die Sowjets wurden bekämpft, die Kriegsfürsten und Stammesherrscher führten auch Krieg untereinander und das Land versank im Chaos. Dies setzte sich auch noch fort und verstärkte sich sogar, als die Sowjets 1989, nachdem sie unsägliche Brutalitäten verübt hatten, geschlagen abzogen. Mehr als 10 Mio. Afghanen flohen in die Nachbarländer Iran und Pakistan und lebten unter elendsten Bedingungen in Lagern.

1995 begannen die paschtunischen Taliban (Koranschüler), unterstützt von den USA und Anfangs zur großen Erleichterung des größten Teils der Bevölkerung, das Land rasch zu erobern, lediglich der Norden und bis zuletzt der Nordosten leisteten Widerstand durch lokale Kriegsfürsten. Das strenge islamische Recht, die Scharia, wurde nur von den gebildeten und intellektuellen Schichten in den wenigen Städten sowie der kleinen Anzahl von Nichtmoslems als Belastung empfunden, brachten die Taliban doch den Frieden und in den abgelegenen Dörfern hatte sowieso noch nie ein anderes Recht gegolten.

Die Nichtauslieferung von Osama bin Laden nach den Vorfällen des Septembers 2001 führte zum offenen Bruch zwischen den Taliban und der US-Regierung. Die Waffenlieferungen an die Taliban-Gegner und die massive Unterstützung ihrer Aktionen durch die Air Force ließen die Front der Taliban schnell zusammenbrechen, diese mußten sich in die Berge Zentral- und Ostafghanistans zurückziehen und führen dort bis heute einen Partisanenkrieg gegen die Regimetruppen und gegen die Westmächte.

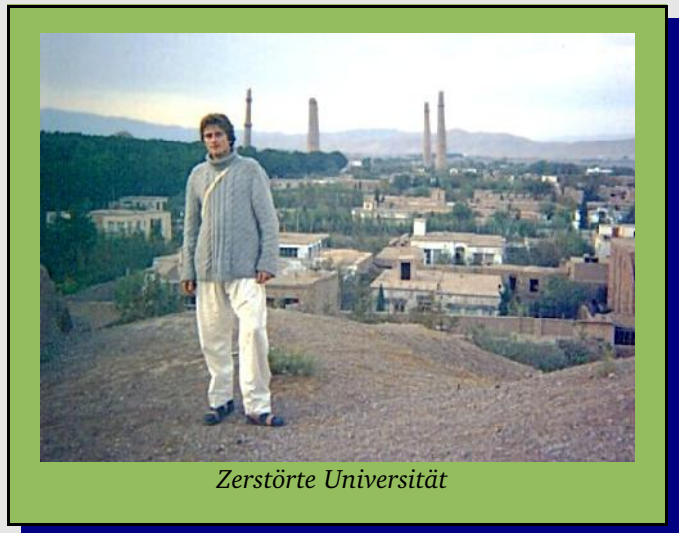
Eine friedliche Lösung der Probleme ist auch langfristig nicht in Sicht. (Stand: 2006)

Iran oder dem angrenzenden westlichen Afghanistan stammen, von besonders hervorragendem Geschmack und sehr erfrischend, wenngleich sie ja etwas umständlich zu essen sind.

Das Fladenbrot war von dem auf den Zähnen knirschenden Material des Ofens behaftet. Es wurde gebacken, indem man die

etwa zentimeterdünnen Fladen von oben über die Glut an die senkrechten Wände des Lehmofens warf, wo sie hängen blieben bis sie gar waren und nach kurzer Zeit mit einem Brett geschickt wieder herausgeholt werden konnten. Manchmal, jedoch selten, fiel auch eines der Brote ins Feuer und war verloren. Auch war das Wasser mit dem der Teig angerührt wurde, teilweise dubioser Herkunft, doch sterilisierte die enorme Hitze der Öfen die Brote. (In einer der Backstuben wurde der Teig gar in alten Plastiksäcken, in denen sich einst Kunstdünger befunden hatte, hergestellt.) Natürlich achteten wir trotzdem beim Kauf auf die Klarheit des verwendeten Wassers und auch mit Überresten von Dünger wollten wir keine nähere Bekanntschaft machen. Diese zahlreichen offenen "Bäckereien", in denen man den gesamten Fertigungsprozeß beobachten konnte, waren von Morgens bis in den Abend in Betrieb und lieferten stets warme Ware, da außerhalb der Stoßzeiten oft erst bei der Bestellung das Brot frisch gebacken wurde.

Von dem an Ständen angebotenen, über Holzkohle gegrillten und lecker duftendem Kebab¹ ließen wir aus Unerfahrenheit die Finger, denn das mit vielen Fliegen übersäte rohe Fleisch in den Schüsseln, die der Tages-



hitze ausgesetzt waren, schreckte uns ab. Erst viel später sollte ich lernen, daß frisch gebratenes Fleisch, sofern es ganz durchgegart ist, das mit Abstand sicherste frische Lebensmittel ist.

Ab und an ergänzten wir unsere dürftige Nahrungsmittelpalette mit verhältnismäßig teuren importierten Butterkeksen (indischer Produktion, wie ich mich zu erinnern glaube).

Sonst machte Herat einen angenehmen Eindruck, es gab da die interessanten Händler, die einen zum Tee mit Kandiszucker und einem Gespräch in den Laden luden, natürlich in der (verheimlichten) Hoffnung etwas verkaufen zu können.

Eine schöne blau gekachelte Moschee, die wir allerdings nur von außen besichtigten. Selbst der alte Friedhof und die von den Engländern aus Rache für verlorene Schlachten gesprengte moslemische Universität, von der nur noch die Minarette standen, waren sehenswert.

Auch im Hotel trafen wir interessante Leute, so drei junge Männer aus Teheran, mit denen wir uns anfreundeten.

Drei Leute aus Freiburg waren ebenfalls im Hotel, bei ihnen war das Geld sehr knapp, also gedachten sie, sich mit der Post (per Brief!) etwas schicken zu lassen. Sie warteten lange auf das Geld, da es nicht eintraf wiederholten sie den Vorgang, insgesamt wurde aus Deutschland fünfmal Geld abgeschickt. Täglich fragten sie auf dem Postamt

1 Kebab (Fleischspießchen von Hammel- oder Lammstückchen) ist nicht erst seit dem berühmten "Döner Kebab" (türk.: "Drehspieß") im Deutschen bekannt. In der Form von "Schaschlik" (türk.: "Şiş Kebab" gesprochen: "Schischkebab") ist es schon seit langem ungarisiert in unsere Küche eingegangen. Bis nach Indien und im westlichen China kann man Kebab bestellen und sogar das serbische "Ćevapčići" geht auf das orientalische "Kebab", von dem es viele Varianten gibt, zurück.



Alte Moschee im Friedhof

nach einem Brief aus Deutschland.

Endlich erbarmte sich ein Postbeamter und klärte die jungen Leute auf, daß man ganz schön blöde sein müsse, sich fünfmal Geld aus Deutschland schicken zu lassen!

Womit er vielleicht nicht ganz Unrecht hatte.

Afghanistan - Fahrt nach Kabul

Am 27. Oktober fuhren wir dann mit dem Bus nach Kabul. Außer uns waren nur Afghanen im Bus. Die Fahrt ging streckenweise durch teils enge Flußtäler und schroffe Felsen. Immer wieder zweigten kleine Kanäle von den Wasserläufen ab und führten das Wasser über viele hundert Meter auf die Felder. Selbst bei der schweren Feldarbeit waren die Frauen in ihre meist blauen Bettücher gehüllt, die nur am Gesicht ein kleines schwarzes Netz freiließen.

Auffallend waren auch die freilaufenden riesigen Hunde, fast so groß wie junge Kälber machten die massigen echten "Afghanen"- Hunde einen respekteinflößenden Eindruck, ganz anders als die bei uns so benannten, langhaarigen und dünnen Köter, mit denen sie allenfalls ihre langen Läufe gemein hatten.

Fast alle Mitreisenden waren Männer in traditioneller Tracht mit Turban. Einer von ihnen reiste in Begleitung seines etwa acht- bis zehnjährigen Sohnes, welcher irgendwann zu quengeln begann. Alles lachte. Dies

schien den Vater zu ärgern und er beschimpfte den Jungen. Dieser jedoch hörte nicht auf, mit gequält verzogenem Gesicht zu bitten und schließlich sprach der Mann mit dem belustigten Fahrer, welcher dann bald an einem weiten Geröllfeld anhielt. Jetzt wurde uns klar um was es ging. Der Vater zerrte den Jungen mehr als daß er ihn führte, aus dem Bus auf die steinbedeckte kahle Ebene und befahl ihm, keine zehn Meter vom Bus entfernt, die Hosen runter zu lassen und in die

Hocke zu gehen. Die Sache war wirklich dringend, der Stuhl war ockerfarben und glich dünnem Brei, welcher eine große Flade bildete. Nach einigen Sekunden hob der Afghane einen großen flachen Stein auf, zerrte den Jungen in die Höhe und säuberte grob mit dem Stein den Allerwertesten des Kleinen, welcher dabei schmerzhaft das Gesicht verzerrte und zu weinen begann. Dies machte seinen Vater noch wütender und er schüttelte schimpfend das Kind, bevor er es wieder zum Bus zerrte und der Junge unterdrückte seine Tränen. Der Bus fuhr wieder weiter. An der finsternen Miene des Mannes war abzulesen, wie sehr es ihn ärgerte, daß sich sein Sohn als solcher Schwächling gezeigt und ihn dem Spott der Mitreisenden preisgegeben hatte. Das gedemütigte Kind machte hingegen einen schuldbewussten Eindruck und vielleicht hatte das Ereignis in den nächsten Tagen noch schmerzhaft Folgen. Ich war in diesem Augenblick noch dankbarer als sonst, nicht in diesem archaischen Land geboren worden zu sein.

Afghanistan – Kabul

Am nächsten Tag erreichten wir Kabul. Die Stadt liegt in etwa auf 1800 Meter Meereshöhe am gleichnamigen Fluß, der hier eine Hochebene durchquert und zu dieser Jahreszeit kaum Wasser führte. Hier sah man alle afghanischen Volksgruppen. Schlitzäugige innerasiatische Typen, europäisch anmutende Paschtunen, und Menschen mit indischem Einschlag. Mit dem Tschador verdeckte Frauen, unverschleierte Nomadinnen

und nach westlicher Mode gekleidete Studentinnen, freilich nicht gerade im Minirock. Junge Männer in westlicher Mode flanierten als Pärchen händchenhaltend durch die Straßen, doch hatten wir inzwischen gelernt, daß diese im ganzen vorderen und mittleren Orient weit verbreitete zärtliche Sitte nicht unbedingt ein Ausdruck von Homosexualität ist, ein merkwürdiger Kontrast zum sonst so männlichen Gehabe der Afghanen. Die Füße der Männer in traditioneller Tracht aus weiten gefalteten Hosen und lang über die Hüften reichendem Hemd, über dem oft noch ein Jackett nach westlicher Art getragen wurde, steckten stets barfuß in den Halbschuhen. Ich erinnere mich noch gut an ein Wandgemälde, ich glaube es war in einem amtlichen Gebäude, auf dem eine Gruppe Wolfsjäger im Schnee des eisigen Hindu-kusch mit derartiger Fußbekleidung dargestellt war.

Wir fanden Unterkunft im "Balkh" Hotel wo ein Bett im Zweibett-Zimmer 30 Afg. kostete. Hier lieferte die Dusche sogar manchmal heißes Wasser. Daß der alte Koch des Hotels knallgelbe Augen hatte, beachtete ich nicht weiter, war das Hotel sonst doch recht sauber. Überhaupt waren die hygienischen Verhältnisse in Kabul besser als in Herat. Zwar gab es auch hier oft eine offene Kanalisation in Form von Betongraben neben den Straßen, doch waren etliche Reinigungstrupps unterwegs, die den groben Schmutz aus diesen entfernten und nie sah ich in der Hauptstadt Menschen, die sich die Hände im Abwasser wuschen.

Unser Hotel war nicht allzu weit von der berühmten "Chicken Street" entfernt. In dieser Straße reihte sich Händler an Händler um den Touristen ihre Waren anzubieten. Schuhe und andere Lederwaren, "alte" orientalische Steinschloßflinten, Dolche, Teppiche, Stickereien, Schmuck und auch Halbedelsteine, vor allem der Lapislazuli, für den die Minen im heutigen Afghanistan seit der Antike berühmt sind.

Ich kaufte mir Halbstiefel und eine lederne Reisetasche, bei den Händlern mußte man



Straßenszene in der Kabuler Neustadt

die Waren auf den halben Preis herunterhandeln und bezahlte dann vermutlich immer noch doppelt so viel wie ein afghanischer Kunde.

Teilweise stieß man als Tourist auf die offene Verachtung der Afghanen.

Da uns der aus Europa mitgebrachte Tabak schon längst ausgegangen war, hatten wir uns auf amerikanische Zigaretten umgestellt, welche wesentlich billiger waren als in der Heimat die entsprechende Menge an Tabak. Diese wurden von Straßenhändlern (auch einzeln) verkauft. Bei einem der Händler, einem etwa mir gleichaltrigen, erstand ich eines Tages eine Schachtel. Seltsamerweise verlangte er nur einen Bruchteil des üblichen Preises und ich setzte meinen Weg in eine Seitengasse fort. Nach kurzer Zeit tauchte er jedoch, brüllend und schimpfend, eilig hinter mir auf. Ich hielt an, vermutlich hatte er bemerkt, daß er zu wenig verlangt hatte. Aggressiv ballte er seine Faust vor meiner Nase und verlangte die Schachtel zurück. Im Nu versammelte sich eine Menge Zuschauer um uns. Eine Schlägerei wollte ich mit dem kräftigen Kerl nicht riskieren und so gab ich ihm die Schachtel zurück und verlangte mein Geld. Verächtlich warf er mir das Geld vor die Füße, eine Tat, die in den Augen der Afghanen nur mit einem kräftigen Fausthieb zu ahnden war. Ich jedoch hob das Geld auf und hatte damit in den Augen der Zuschauer meine Ehre verloren. Mit verächtlichem Gemurmel löste sich die Menge sofort auf.

Im Allgemeinen war man als Deutscher jedoch hoch geachtet. Dies hatte geschichtliche Ursachen. Schon im 2. Kaiserreich gab es eine romantisierende Begeisterung für das Königreich am Hindukusch und Herrscher Wilhelm Zwo entsandte Ingenieure zum Bau von Straßen und Brücken in das Land. Daß viele der Brücken nach den ersten überraschend gewaltigen Hochwassern wieder einstürzten, tat den Beziehungen keinen Abbruch und vollends der erste große Krieg gegen die beiden Todfeinde der Afghanen, die Russen und die Angelsachsen, ließ das Ansehen der Deutschen wachsen. Nicht verschwiegen werden darf allerdings auch, daß die Ermordung der Juden durch die Nazis im zweiten Krieg von vielen der einfachen Moslems nicht als entsetzliches Verbrechen, sondern als gerechte Strafe Gottes an diesen Ungläubigen, die ihre palästinensischen Glaubensbrüder vertrieben und unterjocht hatten, betrachtet wurde. (Über die Tatsache, daß der von den Deutschen begangene Genozid die Gründung Israels ja erst verursachte, sah man großzügig hinweg, daß Israel ohne die massive Unterstützung seitens der USA nicht existieren könnte, wurde dagegen exakt registriert.)

Doch genoß auch zum Beispiel die deutschsprachige Nedjat-Schule in Kabul seit 1924 hohes Ansehen und relativ viele der gebildeten Afghanen hatten in Deutschland studiert. Etliche der jungen Leute aus der hauchdünnen gebildeten Oberschicht waren stark vom westlichen Lebensstil beeinflusst und verachteten die in ihren Traditionen verharrende Landbevölkerung, so wie auch wir jungen Westler damals den Lebensstil unserer Elterngeneration verachteten.

Der Kontakt zur einheimischen Bevölkerung fand hauptsächlich in den Restaurants und in den Läden statt. Man ging in Afghanistan nicht einfach in ein Geschäft um ein Souvenir zu kaufen, sondern man setzte sich, bekam Tee serviert und unterhielt sich erst mal mindestens eine Viertelstunde lang über Politik, Deutschland, Afghanistan und sonstige Dinge, bevor man in Verhandlungen trat und dann etwas kaufte oder auch

nicht.

Kontakt zu einheimischen Frauen konnte man in diesem moslemischen Land natürlich nicht aufnehmen, wenn einem das Leben lieb war. Eigentlich braucht das ja gar nicht erwähnt zu werden. Daß es natürlich trotzdem auch hier gewisse käufliche Beziehungen gab, war zwar anzunehmen, doch suchten wir nicht nach solchen und während unseres Aufenthaltes in Kabul machten wir auch keine zufälligen Beobachtungen dieser Art.

Etliche der Fahrzeuge auf den Straßen waren Gebrauchtwagen aus Deutschland und Lieferwagen trugen zum Teil sogar noch deutsche Werbeaufschriften. Überhaupt galten deutsche Produkte als von hoher Qualität und waren begehrte Statussymbole.

Es gab ziemlich viele Touristen in Kabul, hauptsächlich junge Leute und viele Hippies. Von diesen hörte man die seltsamsten Geschichten.

Einem waren die Reiseschecks gestohlen worden, ohne eine Bestätigung der Polizei gab es natürlich auch keinen Ersatz. Also ging er zur Polizei um die Sache anzuzeigen. Deren erste Frage war: "Hast du Geld?"

Natürlich hatte er keins, das war ja gestohlen worden.

Daraufhin wurde er von der Polizei mit der Bemerkung wieder fortgeschickt, er solle wiederkommen, wenn er Geld habe, dann bekomme er seine Bestätigung!

Ein anderer wollte in einem Brief ein wenig Haschisch nach Hause schicken, der Postbeamte tastete den Brief ab, merkte daß etwas im Brief war und rief die vor der Tür stehenden Polizisten. Diese holten ihren Offizier, dem Hippy wurde das ganze Geld abgenommen (auch der Postbeamte bekam seinen Teil), und der Paß eingezogen. Sobald er 200.- Dollar vorbeibringe, könne er ihn wieder haben, meinte der Offizier.

Die Beschreibungen der afghanischen Gefängnisse waren wirklich krass. Angeblich bekam man dort nichts zu essen und wer keine Verwandten hatte die für Nahrung sorgten, hatte schlechte Karten.

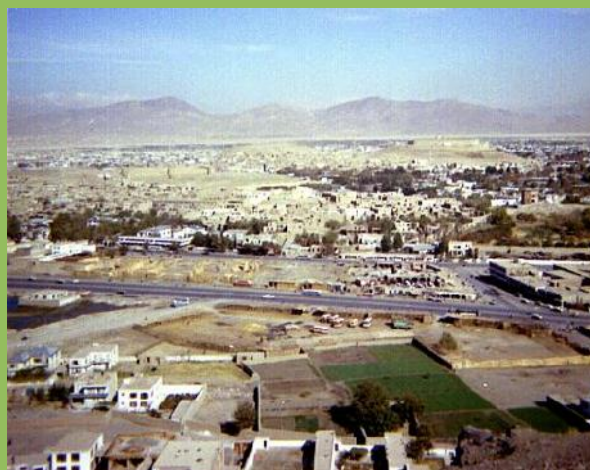
Nun, Geschichten hört man viele und ich weiß nicht was davon wahr ist und was nicht, daß aber die Korruption in Afghanistan allgegenwärtig war ist eine Tatsache.

Die Briefe wurden tatsächlich abgetastet wie ich bestätigen kann. Wußte ich doch schon vorher, daß außerhalb Europas ein Brief nur dann eine Chance hatte die Heimat zu erreichen, wenn man ihn persönlich am Schalter abgab und darauf bestand, daß die Briefmarke sofort abgestempelt wurde. Sonst würden die Beamten nämlich die Briefmarke vom Brief lösen und erneut verkaufen. Stets betasteten die Postler meine Briefe.

Da es in Herat keine internationale Presse gab, erfuhren wir erst in Kabul durch einen Engländer von der Erstürmung der "Lands-hut" am 18. Oktober durch die GSG-9 in Mogadischu. Wir besorgten uns ein gebrauchtes Exemplar der "Newsweek".

In Kabul war das Essensangebot wesentlich reichhaltiger als in Herat, oft speisten wir westlich, außer "Sigi´s" und "Miami" gab es noch mehrere Restaurants mit annehmbarem Hygienestandard und auch die Hotelrestaurants boten westliches Essen. Hier in der Neustadt gab es sogar eine Bäckerei in der frisches richtiges Weißbrot angeboten wurde.

Die afghanische Hauptstadt (mit damals etwa 650 000 Einwohnern) ist von Bergen, bzw. hohen felsigen Hügeln umgeben, welche im Süden und Westen an die Stadtgrenze herantreten. Werner überredete mich, den Versuch zu machen, auf einen der südwestlichen Berge zu steigen, um Kabul von oben zu betrachten und so machten wir uns eines Morgens auf. Nach einigen Kilometern erreichten wir eine große Ausfallstraße, welche in nördliche Richtung führte. Wir überquerten die Straße, hinter der es nur noch wenige Häuser gab und erreichten den Fuß des Berges, der von einem vermutlich militärisch genutzten Gebäude gekrönt war. Je-



Blick auf das Kabulhochtal

doch galt es zunächst ein mehrere hundert Meter breites Kackfeld zu überqueren. Etwa alle 50-100 Zentimeter war in dem steinigen Gelände eine von tausenden, zumeist eingetrockneter, Tretminen zu finden. Es schien, als ob ein guter Teil der Kabuler Bevölkerung auf diese öffentliche Freiluft-Toilette angewiesen war und wir fanden es nicht unpraktisch, daß die Afghanen kein Toilettenpapier benutzten, denn zweifellos hätte der Wind dieses zurück in die Stadt geweht.

Nachdem wir behutsam das gefährliche Gebiet, das vermutlich sogar die ganze Stadt umrundete, durchquert hatten erreichten wir steileres Gelände und wir bemerkten rechts unter uns eine ungeteerte schmale Straße, die sich in Serpentina, vorbei an einem Tanklager, auf die Höhe wand. Mein Herzfehler machte sich bald bemerkbar und auf etwa einem Drittel der Höhe machte ich Halt. Werner wollte mich nach einer Pause zwar zum Weitermarsch überreden, doch konnte ich nicht mehr, alleine wollte er auch nicht weiter und so setzten wir uns auf einen Felsvorsprung und genossen die Sicht auf das Kabultal. Leider war ausgerechnet heute der schneebedeckte Hauptkamm des Hindukusch nördlich der Stadt wolkenverhangen und nur selten konnte man durch Wolkenlücken das Eis der weit mehr als 7000 Meter hohen Berge, welche man allerdings auch von der Stadt aus betrachten konnte, schimmern sehen. Nach einiger Zeit stiegen zwei Afghanen, ein junger in feiner

seidener Landestracht mit der typisch afghanischen flachen Mütze aus Nuristan und ein älterer, der offensichtlich einen untergeordneten Status hatte, zu uns hoch. Der junge Afghane hatte anstelle des üblichen Jacketts ein besticktes orientalisches Leibchen über dem Hemd, wie es sonst nur die Hippies trugen und die beiden ließen sich in die typisch asiatische Sitzhocke nieder. Sie interessierten sich dafür, was zwei Westler hier oben machten. Die beiden mussten sehr scharfe Augen besitzen. Nach einiger Unterhaltung, bei der mir verächtliche Blicke ob meiner Unsportlichkeit den Berg zu erklimmen zuteil wurden, stiegen wir gemeinsam wieder nach unten.

Nach 8 Tagen wechselten wir das Hotel, wir zogen in den billigeren Schlafsaal des "Green"-Hotels. Wir hatten nämlich Bilanz gezogen und festgestellt, daß wir entweder noch mehr sparen oder auf Nepal verzichten mußten.

In dieser Nacht erwachte ich, wir hatten sehr spät noch viel Tee getrunken und so überkam mich ein Bedürfnis. Um die Toilette in einem separaten Häuschen zu erreichen, mußte ich den Hof überqueren. Die Tür jenes Hauses war nur durch einen krumm gebogenen Nagel von innen zu verschließen. Ich war noch recht schlaftrunken und stieß mit der Hand die Tür auf.

Was folgte war sehr sehr unhöflich von mir, aber ich konnte nicht anders, ich bekam einen Lachanfall.

Im ganzen Orient bestehen die Toiletten aus Löchern im Boden, wenn sie modern sind, sogar mit Spülung und Keramikbecken, aber in seltenen Fällen, wenn man sich fortschrittlich europäisch geben will, auch aus richtigen importierten westlichen Toilettensitzen. Unglücklicherweise passen sich die Einheimischen jedoch nicht an die fremden Sitten an, sondern steigen auf die Brille um dort in die Hocke zu gehen, was den Brillen schlecht bekommt, deshalb ist eine solche in der Regel nicht mehr vorhanden. Aus diesem Grund muß man auf dem schmalen Keramikrand in die Hocke gehen, was wesent-

lich unbequemer ist, als das Hocken auf dem geraden Boden der orientalischen Toiletten. Das "Green" war nun leider mit einer solchen europäischen Toilette versehen.

Der rothaarige Engländer, den ich zu spät bemerkt hatte, konnte sich nicht an die Sitten anpassen, auf den schmutzigen blanken Rand der Schüssel wollte er sich aber auch nicht setzen und so hatte er einen Kompromiss geschlossen.

Die Beine vor der Schüssel auf den Boden gestemmt lehnte er schräg, mit beiden Händen hinter dem Rücken das Rohr der Spülung umklammernd, über der Schüssel um sich zu erleichtern. Mit peinlich entsetztem Gesicht sah er mich an.

"Hey! Hey! Hey!"

Jetzt wurde mir meine Unhöflichkeit bewusst und schnell schloss ich wieder die Tür, die sich allerdings wieder öffnete, da ich den Nagel ausgerissen hatte.

Die Sache war auch mir jetzt peinlich und so erleichterte ich mich in die Blumenrabatte um schnell wieder im Schlafsaal zu verschwinden.

Übrigens ist wie erwähnt Toilettenpapier im Orient ungebräuchlich, statt dessen haben orientalische Toiletten etwa 30 Zentimeter über dem Boden einen Wasserhahn, oder wenigstens steht dort ein Gefäß mit Wasser auf dem Boden und man säubert sich mit dem Wasser und der linken Hand, welche deshalb als die "unreine" Hand gilt. Diese zum Essen zu benutzen, gilt als unanständig, sie sollte während des Essens untätig auf dem Schoß ruhen und auch das Brot sollte nur mit der Rechten gebrochen werden.

Da Europäer fast stets das in allen größeren Orten erhältliche Toilettenpapier benutzen, nahmen zum Beispiel in Indien manche Hotels keine westlichen Gäste auf, da die Abflußrohre teilweise für solch sperrige Fracht nicht ausgelegt waren.

Auch vom "Green" wechselten wir nach zwei Tagen ins "Peace"-Hotel. In diesem Hotel hatte ein deutscher Bus Station gemacht, der am 15. November ebenfalls bis Kath-

mandu fahren wollte. Für 20.- Dollar wollten wir bis Delhi mitreisen. Die Managerin des ganzen Unternehmens hatten wir bei "Sigi´s", einer deutschen Kneipe, kennen gelernt. Das Fahrzeug sollte dann in Nepal verkauft werden. Die Reisegäste waren hauptsächlich Deutsche einige davon sogar aus dem schwäbischen Oberland. Insgesamt waren wir sieben Schwaben, was wir als gutes Omen nahmen.

Auch zwei weitere Schwaben waren hier abgestiegen. Diese waren auf dem Weg nach Argentinien, wo sie sich ansiedeln wollten "um reich zu werden". Sie hatten diese Route gewählt um vorher noch möglichst viel von der Welt zu sehen und waren schon wesentlich länger unterwegs als wir. Einer schrieb von Zeit zu Zeit Reiseberichte für das heimliche Käseblättchen und der andere des seltsamen Pärchens hatte sich in den Kopf gesetzt, in jedem Land eine Eroberung zu machen. Aus diesem Grund waren sie schon seit längerem in Kabul. In Teheran hatte die Sache mit der Gattin eines britischen Lehrers ja noch geklappt, in Kabul jedoch war das Ganze ins Stocken geraten, doch würden sie auf jeden Fall bis zur Erfüllung jenes Vorsatzes hier bleiben, berichtete uns sein Freund. Ich hoffe die beiden erreichten noch irgendwann Südamerika.

Am Tag vor unserer Abreise verabschiedeten wir uns um fünf Uhr morgens von Lui, mit dem wir ein Drei-Bettzimmer geteilt hatten seit wir ins "Peace" gezogen waren. Er hatte auch vorgehabt, nach Nepal zu reisen, doch mehr Geld verbraucht als gedacht, und so wollte er auf dem Heimweg noch ein paar Tage Station in Herat machen.

Wir unterhielten uns dann mit dem "Hotel-boy", der immerhin in unserem Alter war. Er war der Niederste in der Angestellten-Hierarchie und hatte fast alle Arbeiten alleine zu verrichten, so auch die tägliche Reinigung der Zimmer. Für diesen Job bekam er 1000 Afghani im Monat (plus Essen und Schlafplatz)², wovon er 600 an seine Familie in ei-

nem Dorf schickte. In einer Schule war er nie gewesen und Trinkgeld bekam er auch so gut wie nie. Wir hatten ihm vor zwei Tagen 10 Afs. Trinkgeld gegeben, er begriff zuerst gar nicht wofür das sein sollte. Jetzt war er zu uns besonders freundlich. Nach seinen Schilderungen war das Leben in den afghanischen Dörfern sehr hart. Die europäischen Reisenden kann man mit ruhigem Gewissen als geizig bezeichnen, wenigstens gegenüber den armen und ärmsten Schichten der Einheimischen, während sie sich von den gewieften Händlern mit Leichtigkeit über den Tisch ziehen ließen. Entweder berührte sie das Elend nicht, oder sie nahmen es schlicht nicht wahr.

Afghanistan - Fahrt zum Khaiberpass

Am 15. November um sechs Uhr morgens fuhr unser Bus in Kabul los. Eine rötlich schimmernde Dunstglocke hing über der Stadt, die bereits voller Leben war.

Die Landschaft wurde zunächst noch durch die Ebene des Kabultales bestimmt. Dieses wurde ziemlich jäh durch aufsteigende Berge begrenzt. Nach kurviger Fahrt, in unterschiedlichen Höhen den Windungen des Kabulflusses folgend, eröffnete sich plötzlich, nach einer Rechtskurve, ein überwältigender Ausblick. Gerade uns gegenüber in vielleicht 100 Meter Entfernung war eine Felswand. Über uns ragten hohe Berge in den Blauen Himmel, unter uns, ein paar hundert Meter tiefer erkannten wir den Fluß und die Fortsetzung der Straße.

Wir waren jetzt im Paschtunengebiet. Die einzelnen Gehöfte glichen Festungen mit Schießscharten und waren oft auf Felsen oder Hügeln mit guter strategischer Position gebaut.

Alle Bauern waren jetzt bewaffnet, an der Art der Waffe konnte man den Reichtum des Trägers ablesen. Ganz arme Bauern trugen Perkussionsflinten die ihre Vorfahren vor

² Leider habe ich mir die damaligen Wechselkurse nicht notiert, doch bemerkt Detlef Fritz in seinem

Reisebericht "Türkei, Iran, Afghanistan: Durch die Wüste zu den Buddhas und Seen des Hindukusch" (http://www.reisen.realedition.de/Asien/Afghanistan_Iran_Tuerkei/), daß er im September 1977 in Bamyán für "50,- DM nur 750,- Afghani" erhielt.

rund 140 Jahren den toten englischen Soldaten abgenommen hatten, Reiche hatten ein modernes Schnellfeuergewehr geschultert. Die häufigste Waffe waren jedoch alte Infanterie-Karabiner.

Der afghanischen Staatsmacht wurde in diesem Gebiet allenfalls noch erlaubt den Verkehr zu regeln, wie es schien. In einem Ort östlich von Jalalabad betrachtete ich mir bei einem kurzen Halt die Schaufenster.

Dort waren Granatwerfer und Maschinengewehre samt Munitionskisten aufgebaut, selbst die Kinder in diesem Ort trugen Waffen. Die auf der Straße in einer Gruppe zusammenstehenden Polizisten mit ihren Pistolen wirkten eher lächerlich.

Von Gräbern am Wegrand flatterten Gebetsfahnen im Wind, offensichtlich hat diese Sitte den Glaubenswandel vom Buddhismus zum Islam überdauert.

Beeindruckend war der Anblick der Felsen des Khaiberpasses. Am Paß war die Grenze zu Pakistan, wo Linksverkehr herrscht. Dies wurde von unserem deutschen Fahrer vergessen, und fast kam es deshalb zu einem Zusammenstoß mit einem der bunt bemalten LKW's auf der in den senkrechten Fels eingeschlagenen Straße.

Oben auf dem Paß begann es zu dämmern, aber man konnte im Osten noch das Grün der indischen Ebene im Dunst schimmern sehen, ein erfrischender Anblick, hatten wir doch seit der Westtürkei nur trockene Gebiete durchquert.

Pakistan - Indien

Die erste richtige Rast legten wir in Peshawar ein. Beim Einparken platzte an unserem Bus ein Reifen. Sofort versammelte sich eine gaffende Menschenmenge um unseren Bus. Es dauerte nicht lange und eine Patrouille mit aufgefplantem Seitengewehr tauchte auf um die Menge zu zerstreuen.

Nach kurzer Zeit war jedoch erneut eine, diesmal etwas kleinere Menge um uns versammelt, ich mitten unter den Neugierigen. Plötzlich stand neben mir ein mit seinem



Goldener Tempel der Sikhs

Knüppel wild um sich dreschender Polizist, der die ganze kreischende Menge blitzschnell auflöste.

Unser Bus wurde auf dem Parkplatz repariert, der sich kurz vor einer Ampel befand. In unbestimmten Zeitabständen fuhren dort mit Zuckerrohr beladene und von Treckern gezogene Wagen vorbei, wahrscheinlich befand sich in der Nähe eine Zuckerfabrik. Diese Wagen wurden von Teenagern belauert, die in einem günstigen Augenblick, wenn die Trecker anhielten, versuchten eine Zuckerrohrstange zu ergattern. Dies suchten die an der Kreuzung stehenden Polizisten zu verhindern, indem sie die Teenager jagten. Ein paar Mal hatten die Jungen Glück, bis ein johlender Volksauflauf unsere Aufmerksamkeit erregte. Die Polizisten hatten einen der Zuckerrohrdiebe, einen etwa 18-Jährigen, erwischt. Nun folgte ein entwürdigendes Schauspiel. Dem armen Tropf wurden vor dem ganzen Pöbel die Hosen ausgezogen und eine fürchterliche Tracht Prügel mit einem Knüppel verabreicht. Dann wurde er, noch immer ohne Hosen (sein langes Hemd hatten sie ihm gelassen), über die Straße gejagt, seine einstigen Diebeskumpanen folgten, hohnlachend seine Pluderhose hinter ihm her tragend.

Während der Reparatur waren einige von uns auf dem Bazar gewesen und brachten bis dahin nie gesehene Früchte wie Mangos, Khakis und andere mit zurück. Eigentlich hatte der Busfahrer hier gehalten, um in ei-

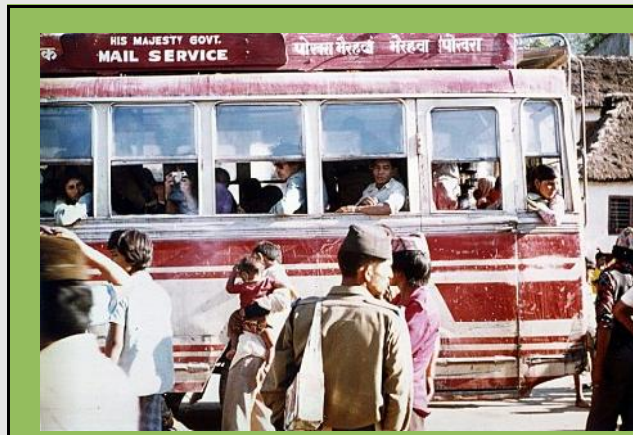
nem Hotel an der Straße zu essen und uns dort übernachten zu lassen, doch selbst wenn der Fahrer im Bus schlief, erschien das zu unsicher und unsere Managerin beschloß, daß der Bus weiterfahren sollte.

Den Rest von Pakistan durchquerten wir Nonstop. Am 16. November passierten wir die indische Grenze.

Erst im indischen Amritsar machten wir eine eintägige Pause. Als erstes wurde in unserem Hotel natürlich gegessen, gutes indisches Curry mit Reis, das erste Essen seit der Türkei das mir richtig gut schmeckte, auch der hygienische Standard in Indien war nicht mit dem in Afghanistan zu vergleichen, wenngleich von europäischen Normen weit entfernt. Wir schliefen auf dem Rasen des umzäunten und mit einer Hecke versehenen Garten's unseres kleinen Hotel's, da das fast nichts kostete und die Zimmer nicht für alle ausreichten, es war ja warm.

Am nächsten Tag wurde dann die Stadt besichtigt und der "Goldene Tempel", das Heiligtum der Sikh's besucht. Wir mußten den Kopf bedecken und unsere Schuhe ausziehen, bevor wir durch ein mit Wasser bespültes flaches Becken in das Innere gelangten. Wir waren von dem Bauwerk dieser fremden Kultur stark beeindruckt.

Das Warenangebot in der Stadt war wesentlich umfangreicher und vielfältiger als jenes in Kabul. Auch die Religionen der Sikh's und Hindus wirkten sich positiv auf die



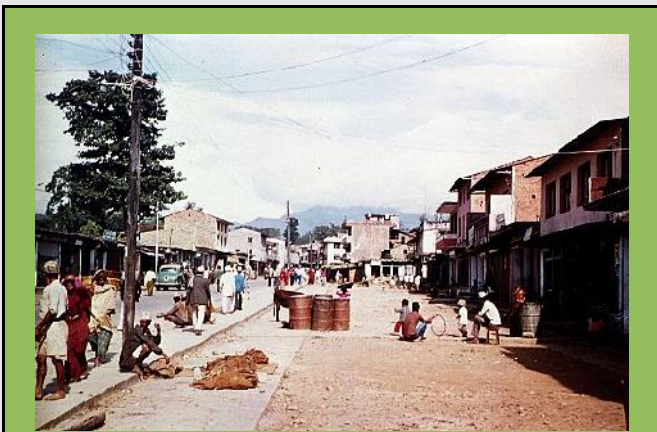
Nepalesischer Postbus

Atmosphäre der Stadt aus, die geradezu vor Leben pulsierte. Dieses geschäftige Gewusel in den Städten hatte schon in Pakistan eingesetzt, genau so wie der Anblick der Geier, welche seitdem zum Stadtbild dazugehörten und die manchmal in Gruppen auf den Dächern von Häusern saßen. Ich kaufte mir für 20 Dollar geschnitzte Schachfiguren aus duftendem Sandelholz.

Die Kalkulation unserer Reisekasse ergab, daß es nicht anders ging, ich mußte mir Geld nach Kathmandu schicken lassen. Damit ging es uns wie vielen anderen. Das Leben in den orientalischen Ländern war zwar billig, doch war uns von den Leuten in Deutschland die diese Reise schon gemacht hatten, der benötigte Geldbetrag meist untertrieben gering geschildert worden.

Fahrt nach Pokhara

In der Nacht fuhr unser Bus weiter nach Delhi und am gleichen Tag setzten wir uns nachts in den Zug nach Lucknow, das wir nach 12 Fahrstunden erreichten. Dort blieben wir für eine Nacht in einem Hotel am Bahnhof. Die nächste Station war dann nach etwa 8 Stunden Fahrt Gorakhpur, von wo aus wir mit einem Bus in weiteren 3 Stunden den nepalesischen Grenzort Sonauli erreichten. Das war am 20. November 1977 abends. In Sonauli übernachteten wir und am anderen Morgen ging es in 12 langen Stunden Fahrt durch



Stadtzentrum von Pokhara

die zauberhafte grüne Gebirgslandschaft, mit den zum Greifen nahe scheinenden scharfen Konturen der Eisgiganten im Hintergrund, ins 180 KM entfernte Pokhara. Die Straße allerdings war nicht gerade zauberhaft, schmal und meist ohne Begrenzung schlängelte sie sich entlang der steile Hänge. Vor jeder unübersichtlichen Kurve betätigte unser Fahrer die Hupe, kam uns ein Bus entgegen, gab auch dieser Signal. Der Bus war mit etwa 130 Nepalesen besetzt, plus einem halben Dutzend Ziegen, die mit einem Teil der Passagiere auf dem Dach mitfuhren. Außer diesen und uns beiden waren auch noch einige Franzosen mit im staalichen Post-Bus.

Häufig wurde eine Rast eingelegt, die Häuser der Bergbewohner waren jetzt oft mit Stroh gedeckt und an den Verkaufsständen konnten wir uns verpflegen, frisch geröstete Erdnüsse, Früchte und frittierte Teigküchle. Zum ersten Mal lernte ich hier das Wort "Sandala" kennen, so wurde die Mandarine hier genannt.

Werner, ein gelernter Automechaniker, war über den lebensgefährlich desolaten Zustand der Reifen aller Überlandbusse besonders amüsiert - die Götter und nicht etwa so nebensächliche Dinge wie die Verkehrssicherheit eines Fahrzeugs, bestimmen das Schicksal der Menschen!

Am Ziel



See von Pokhara



Der Autor in Pokhara

(Desillusionierung)

Nepal - Pokhara

In Pokhara blieben wir die erste Nacht im Ort selbst, der damals wohl kaum viel mehr als zwanzigtausend Bewohner zählte. Als ich morgens die Augen aufschlug, blickte ich direkt einer Maus ins Gesicht, die 5 Zentimeter vor meiner Nase auf dem Bett saß. Ich zuckte zusammen und sie verschwand blitzartig.

Wir begaben uns an den ein paar Kilometer entfernten See, um einen Bungalow zu mieten. Hier gab es viele Restaurants und Lodges. Wir fanden schnell das passende, das "Trekking Retreat", holten unser Gepäck mit gemieteten Fahrrädern und zogen ein.

Wir wollten etwa 2 Wochen hier bleiben, uns Geld nach Kathmandu überweisen lassen, wofür wir etwa 10 Tage rechneten und uns dann auf den Heimweg machen. Wenn wir unterwegs keine großen Aufenthalte einlegten, konnten wir noch vor Jahresende zu Hause sein.

Zunächst genossen wir die angenehme Atmosphäre des Ortes und die schöne Aussicht auf das gigantische Annapurna-Massiv mit dem prägnanten Machapuchare und machten beinahe täglich Bootsfahrten mit einem gemieteten Einbaum auf dem Stausee.

Das Essen in den Restaurants war ganz auf die vielen westlichen Besucher abgestimmt und dankbar nahmen wir

dieses Angebot wahr. Als Snack zwischen- durch gönnten wir uns öfters Obstsalat aus Guajaven, Papayas, Mandarinen und Bananen und zum Frühstück gab es Kaffee, Müsli, gebratene Eier mit Toast und süße Pfannkuchen. Ein Restaurant bot sogar chinesische Küche und zum ersten Mal aß ich dort Chop Suey, doch auch "Wiener Schnitzel" war hier zu haben.

Nur selten tranken wir abends in den Restaurants nepalesisches Bier, da dieses verhältnismäßig teuer war, doch lernten wir trotzdem viele Traveller (als solche betrachteten auch wir uns) kennen. Etliche Westler waren auch mit dem Flugzeug nach Nepal gereist und wir, die als "echte Indienfahrer" die Mehrheit bildeten, betrachteten diese Touristen ziemlich herablassend. Die wenigen Pauschaltouristen, die gelegentlich Pokhara über den kleinen Flugplatz ansteuerten, waren als "Neckermänner" natürlich vollends unten durch und wenn junge Nepalesen Deutsche ärgern wollten, titulierten sie diese als "Neckermänner", obgleich sie wahrscheinlich nicht die mindeste Ahnung hatten, was das eigentlich war.

Auch einen jüngeren Kripobeamten aus Ulm an der Donau, der sich hier "inkognito auf Urlaub" umschaute was seine "Kundschaft" in diesem mystifizierten Nepal eigentlich so trieb, lernten wir kennen.

Mehrere Shops boten Hippieklamotten feil und eine kleine aus Indien eingewanderte Schneiderfamilie bot den Touristen sogar maßgeschneiderte Kleider an, frisch parfümiert durch den Urin ihres etwa zweijäh-



Monsterspinne

Nepal

Ist ein mehrheitlich hinduistisches Land, das sich erst Ende der sechziger Jahre für Fremde öffnete. Die Verklärung durch die Hippie-Bewegung trug dazu bei, daß sich der Tourismus zu einer der Haupteinnahmequellen des Landes entwickelte.

Der größte Teil der Landbevölkerung lebt mehr schlecht als recht vom Ertrag der oft winzigen Parzellen, Spinat und Reis sind bei den Bergbauern manchmal die einzigen Nahrungsmittel.

Die Korruption im Land stellt ein großes Problem dar und trug neben der Armut, dem Kastenwesen und dem autokratischen Führungsstil des Königshauses mit dazu bei, daß sich eine starke maoistische Guerilla bilden konnte. Seit Mitte der 90er herrscht in einigen Landesteilen Bürgerkrieg.

Die ersten demokratischen Wahlen fanden, auf Druck der indischen "Schutzmacht", 1991 statt. Im Jahr 2001 wurde der König von seinem Sohn, der daraufhin Selbstmord beging, ermordet. 2002 wurde die konstitutionelle Monarchie durch Erlass des neuen Königs de facto abgeschafft und das Parlament aufgelöst. Aus diesem Grund und wegen der Brutalität von Polizei und Militär hat die Guerilla großen Rückhalt in der Bevölkerung.

Die Regierung von Nepal erhält zur Zeit in ihrem aussichtslosen Kampf gegen die eigene Bevölkerung Unterstützung durch die USA, da es sich der Erweckungsbewegung "Krieg gegen den Terrorismus" angeschlossen hat.

(Stand: 2006)

rigen Sohnes, der nackt und fröhlich über die weichen Stoffballen ihres einzigen Zimmers krabbelte.

Trekking kam zwar aufgrund meines Herzfehlers nicht in Frage, doch kletterte Werner in den Hügeln herum. Ich spazierte lieber durch den ebenen Teil des Tales. Es gab viele Papayabäume, Bananenstauden und andere Fruchtpflanzen, vor allem aber Reisfelder.

Nutzvieh nur Wasserbüffel, Kühe, Hühner und einige Ziegen.

In den Ästen der Bäume hatten überall riesige, aber anscheinend harmlose Spinnen ihre gewaltigen Netze gespannt.

Bei einer Bootsfahrt begegneten wir einer schwimmenden Kobra, die eine Bucht des Sees überquerte. Das war die einzige Schlange die ich auf dieser Reise sah.

Ich hatte mir in Kabul "Die Jugend des Königs Henri Quatre" von H. Mann

gekauft und nun Muße zum lesen. Außerdem gab es einen Buchshop mit gebrauchten Büchern, auch deutschsprachige.

Nachmittags nahmen wir Kaffee und Kuchen am See, kurz, erholsame Wochen bis wir am 8. Dezember 1977 nach Kathmandu aufbrachen, jene Stadt auf die ich sehr gespannt war und von der ich so viel gelesen hatte.

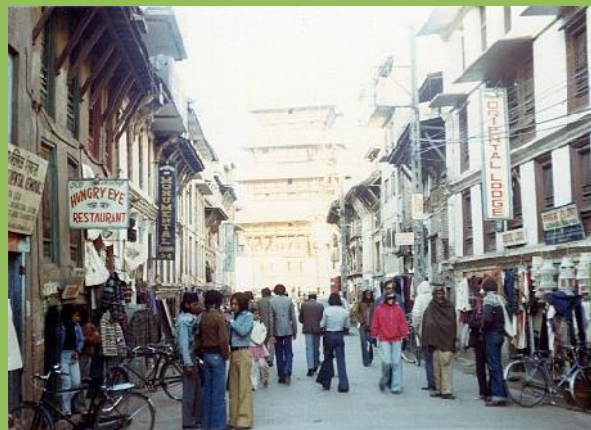
Nepal - Kathmandu

An diesem Tag war es zu spät, doch gleich am nächsten Morgen gingen wir in Kathmandu zu American Express, aber Geld war angeblich noch keines gekommen. Wir setzten uns telegraphisch mit Deutschland in Verbindung, konnten jedoch keine Beschleunigung der Transaktion erreichen, wir mussten warten und sahen uns in Kathmandu um, das als Stadt 170 000 Einwohner hatte (im gesamten auf etwa 1350 Meter liegenden Hochtal lebten damals 400.000 Nepalesen).

Zunächst die berühmte "Freakstreet", die jedoch nichts außergewöhnliches bot, außer, daß sie direkt am alten Königspalast mit seinen Schnitzereien, seinen Turmpagoden und Götterbildern begann. Überall Händler und Restaurants nach Art der "Chicken-Street" in Kabul, nur daß die verkauften Produkte zum größten Teil aus Varanasi in Indien stammten. Aber auch Waren aus der Volksrepublik China wurden verkauft, u.a. auch deutschsprachige Bücher wie die "Worte des Vorsitzenden Mao Tse Tung", die berühmte "Mao-bibel". Aus Nepal selbst gab es eigentlich nur Holzschnitte auf Reispapier und einige Silberwaren sowie sehr teure handgemalte Mandalas für 100,-\$ Einstiegspreis.

Auch ein Brotverkäufer, der in seinem Laden "German" Schwarz- und "French" Weißbrot sowie Kuchen anbot, hatte sich in dieser Straße niedergelassen. Und natürlich die vielen Kleinsthändler, die frisch geröstete Erdnüsse, einzelne Zigaretten und sonstigen Kleinkram anboten, diese gehörten bereits seit dem Iran zum Straßenbild.

Viele Kinder hatten sich auf die Bettelei



Die sogenannte „Freakstreet“

verlegt, vor allem die Pauschaltouristen gaben reichlich, was dazu führte, daß ein Filius nach einem Tag Bettelei den zehnfachen Betrag mit nach Hause brachte, den sein Vater mit der harten Arbeit eines Tages verdiente. Dies zerrüttete natürlich die Familienstrukturen.

Die Stadt war ganz anders als ich es mir vorgestellt hatte. Zu dem tristen Eindruck trug allerdings auch das winterlich kühle Wetter bei und die Fenster der nepalesischen Häuser hatten nur selten Glasfenster, jedenfalls jene der Altstadt.

Das Ensemble der Bauwerke war allerdings bemerkenswert. Eine voll erhaltene orientalische Stadt mit allem drum und dran, leider auch der Abwasserentsorgung. Man mußte auf den Gassen aufpassen, um nicht von aus den 2. Stock geschüttetem Schmutzwasser getroffen zu werden. Manche der alten Tempel waren eingefallen oder zeigten starke Schäden und über allem schwebte Modergeschmutz.

Ich begann mich krank zu fühlen, hatte Fieber, Verdauungsstörungen und Magenschmerzen. Zunächst hielt ich das für das Übliche. Auf der Reise hatte ich mir bereits zweimal durch unhygienisches Essen Durchfall zugezogen.

Doch halfen diesmal die Medikamente nicht, sondern schienen die Sache gar noch zu verschlimmern, jedenfalls nahmen die Magenschmerzen zu.

Als wir nach ein paar Tagen in ein anderes Hotel zogen, war ich bereits zu schwach mein Gepäck zu tragen, weshalb wir eine Fahrradrikscha nahmen. Es war klar, ich hatte mir etwas Größeres eingefangen.

Deshalb suchte ich gleich ein Krankenhaus auf. Als erstes kontrollierte der Arzt meine Arme und Beine.

"Sie nehmen keine Drogen!"

"Natürlich nicht!"

"Sehen Sie doch dort mal in den Spiegel!"

In unserem alten "Hotel" gab es an der Waschelegenheit keinen Spiegel, und so erschrak ich nicht schlecht als ich in diesen schaute.

Ein Fremder blickte mich an. Meine Augen sahen ja aus wie jene unseres Koch's im "Balkh"-Hotel in Kabul!

Der Arzt begann über mein erstauntes Gesicht zu lachen.

"Sie haben Hepatitis" war seine schnelle Diagnose.

Die Gelbsucht kannte ich nur durch Erzählungen meines Vaters von der Ostfront, deshalb war ich entsetzt.

Angesteckt hätte ich mich vor etwa 5-6 Wochen, ob ich mich daran erinnern könne in dieser Zeit näher mit einem Menschen mit Augen wie meine jetzigen zusammen gewesen zu sein.

"Ja unser Koch in Kabul sah so aus."

"Dann wissen sie woher sie ihre Hepatitis haben!"



Der alte Königspalast

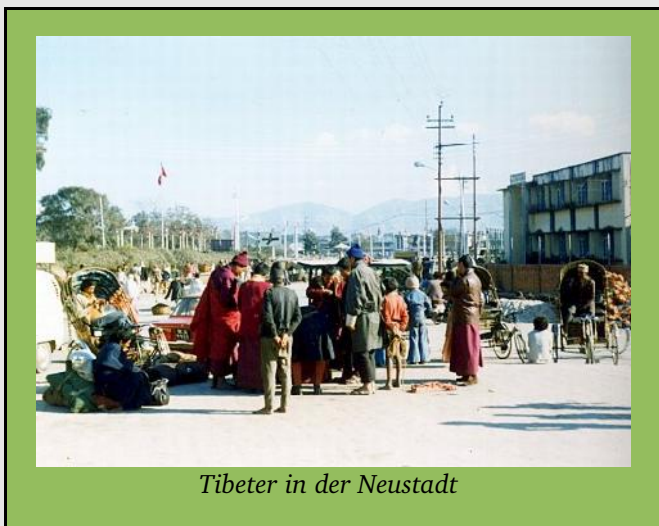
"Unsere Krankenhäuser hier entsprechen nicht dem westlichen Standard," meinte der Arzt dann, "und ich empfehle ihnen, bleiben sie in ihrem Hotel. Sie sind jung und ihr Körper wird diese Krankheit besiegen!"

Er gab mir noch Ratschläge zur Ernährung, verbot mir für ein Jahr jeglichen Alkohol und schrieb einige Medikamente auf ("Liv 52" und weitere indische Produkte), die ich mir kaufen sollte und bestellte mich bis in 14 Tagen noch einmal zu sich. Eine teure Blutuntersuchung wurde angeboten aber eigentlich für überflüssig befunden.

Unser neues "Hotel" war zwar etwas besser als das alte, doch hatten auch hier die Fenster keine Scheiben sondern nur in dieser Jahreszeit unnütze Mosquitonetze an den Fenstern.

Die Zeit bis Weihnachten verbrachte ich im Dämmerzustand in unserem Hotelzimmer. Mein Urin war schwarz wie Kaffee geworden. Ich schlief sehr viel, und mein armer Kamerad Werner mußte mich versorgen, unsere abgelaufenen Visa erneuern und sich um die Geldüberweisung kümmern.

Ich konnte in dieser Zeit außer meinen Medikamenten nur etwas Obst, Tee und den empfohlenen Traubenzucker zu mir nehmen. Am 24. Dezember fühlte ich mich das erste Mal etwas besser und der Appetit anregende schwarze Saft aus der indischen Arzneiflasche tat seine Wirkung, ich verspürte Hunger



Tibeter in der Neustadt

nach etwas Kräftigerem.

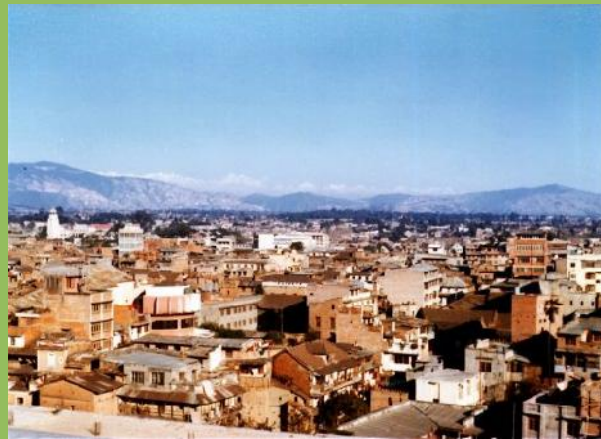
Mit einer Rikscha fuhren wir darum zu einer Pizzeria in der Kanti-Path. Pizza gab es dort zwar nicht, weit und breit war natürlich auch kein Italiener zu sehen, aber dafür gab es "Spaghetti Bolognese". Darunter darf man sich freilich nicht etwa richtige Spaghetti's mit Hackfleischsoße vorstellen, sondern eine Art langer schmaler Bandnudeln mit Corned-Beef aus Dosen. Dazu gab es einen recht gut angemachten Salat. Den Rückweg über den Gemüsemarkt machten wir zu Fuß, doch mir wurde übel und ich mußte das genossene Essen wieder von mir geben und ich begab mich schnell wieder ins Hotel zurück. Abends gingen wir in der nahen Freakstreet in eine Kneipe, doch wurde mir von dem Schwarztee wiederum schlecht. Zurück im Hotel überkam mich erneut Hunger und diesmal konnte ich das gegessene Brot mit Obst, Gemüse und sogar ein wenig "Salami" endlich bei mir behalten.

Die nächsten Tage begann sich mein Körper so langsam wieder zu erholen und verlangte ständig nach Nahrung, doch achtete ich darauf, möglichst leicht verdauliches zu mir zu nehmen, selbstverständlich mußte Werner das meiste davon besorgen, ich war immer noch sehr schwach.

Ohne den treuen Werner wäre ich böse in der Tinte gesessen.



Rituelle Waschungen



Das Tal von Kathmandu

Kurz vor Jahresende begann sich mein Zustand wieder zu verschlechtern und ich ging erneut zum Arzt. Die Verschlechterung stufte er jedoch nicht als bedrohlich ein. Ich sollte weiter Diät halten.

Auch das Wetter hatte sich verschlechtert, Nebel verhüllte Kathmandu und das Krächzen der gefleckten Krähen erfüllte die Luft. Auf den Hügeln rund um das Tal war Schnee gefallen, während es im Tal selbst öfter's regnete.

Ich war noch zu schwach um große Ausflüge zu unternehmen, jedoch mußte ich mir die Zeit totschiagen denn mein Bedürfnis nach Schlaf hatte abgenommen. Also dachte ich mir verschiedene Fallen, meist aus Plastiktüten aus, mit denen ich die Mäuse fing, die frech unseren Abfallkorb inspizierten, oder übte mich im Messerwurf auf diese, wenn mir das Lesen zu langweilig wurde.

Meine Augen begannen wieder heller zu werden und mein Hunger war jetzt fast Gier zu nennen, ich tagträumte von deutschem Essen und ständig schleppte Werner Taschen mit Obst, Rettichen, Gurken, Brot und Marmelade an.

Während meiner Krankheit waren wir von einer Sekte entdeckt worden, den "Kindern Gottes", die unter den in der Stadt Gestrandeten auf Seelenfang gingen. Die meisten ihrer Mitglieder waren Amerikaner. Ein paar Mal wurden wir

von ihnen besucht und einmal zum Essen eingeladen. Das Essen war gut, mit unserer "Bekehrung" hatten sie jedoch kein Glück.

Werner besuchte Sehenswürdigkeiten außerhalb der Stadt und wurde in der Altstadt im Laufe der Wochen mit vielen Nepalesen bekannt, wie ich feststellen konnte als ich wieder kräftig genug war, ihn zu begleiten. Vor allem die vielen Erdnußröster riefen ihm überall einen Gruß zu, als wir durch die Straßen gingen, denn Werner war ein großer Liebhaber dieser Schalenfrüchte.

In dem Zimmer das dem unseren benachbart war, hatte ein indischer Kunstmalers Dauerquartier bezogen, er gab sich äußerlich als zweiter Salvador Dali, mit seiner Baskenmütze auf dem Kopf, dem roten Schal und dem gezwirbelten Schnurrbartchen hatte er auch gewisse Ähnlichkeit mit diesem. War er zuhause, hatte er seine Türe fast stets geöffnet, auf seiner Staffelei stand während all der Wochen unverändert immer das gleiche halbfertige Bild, ein tanzender bläulicher Shiva in typisch indischer Manier, wie er als Reproduktion an der Windschutzscheibe beinahe jedes indischen Busses hing, und nur einmal sah ich ihn mit einem Pinsel in der Hand an der Staffelei, das war kurz bevor er Besuch bekam. Denn er schien bei den jungen Touristinnen recht gut anzukommen und einigemal hatte er Damenbesuch. Irgendwie wurde ich das Gefühl nicht los, der "Künstler" habe das halbfertige Kunstwerk bei einem Kollegen gekauft, doch vielleicht tat ich ihm damit auch Unrecht und er hatte nur eine Schaffensblockade.

In der zweiten Januarwoche wurde es wieder etwas wärmer und ich machte kleine Ausflüge. Im Postamt stellte ich mich auf eine Waage - ich hatte 22 Kilogramm abgenommen und wog nur noch 49 Kg!

Endlich traf am Sonntag dem 8. Januar die langersehnte Geldüberweisung aus Deutschland ein. Wir waren erleichtert!

Indien - Eine Begegnung an der Grenze



An die indische Grenze

Die Reisetasche wog schwer in meinen noch kraftlosen Armen, als wir am 15. Januar in aller Frühe durch das kühle, teils noch nebelverhangene Kathmandu in Richtung Busbahnhof marschierten. Auf halber Strecke überkam mich eine Schwäche, so überredete ich Werner, den Rest des Weges auf einer zufällig vorbeikommenden Rikscha zurückzulegen.

Als unser Bus endlich die Stadt hinter sich ließ und sich quälend langsam die nur aus Kurven bestehende Straße des Kathmandutales hinaufarbeitete, schwor ich mir beim letzten fernen Anblick dieses elenden Kaffes, eines Tages wiederzukommen.

Von der Fahrt gibt es nichts weiter zu erzählen, außer daß wir das grandiose Panorama der schneebedeckten Eisriesen bald hinter uns ließen, da wir in die Vorberge eintauchten.

Es war schon in der Dämmerung, als wir das nepalesische Grenzort Birganij erreichten. So mußten wir uns beeilen um noch an diesem Tag auf die indische Seite zu kommen. Da es schon stockdunkel bis die Zollformalitäten erledigt und wir schon recht müde waren, ließen wir uns von einem Hotelschlepper überreden, seinen Pferdekarren zu besteigen. Auf diese Weise gelangten wir in den Speisesaal eines kleinen schmutzigen Hotels.

Bis auf einen ziemlich heruntergekommenen Europäer waren wir augenscheinlich die einzigen Gäste. Wir trugen uns in das Gästebuch ein und wurden dann von dem

etwa sechzehnjährigen Hotelboy auf ein Zimmer, das wir uns mangels anderer Gäste aussuchen konnten, geführt.

"Ist euch das Zimmer recht?"

Wir sahen uns um und prüften die Mosquitonetze auf Löcher.

"Ist hier eine Dusche dabei?"

"Nein, aber es gibt eine Gemeinschaftsdusche."

"Gut, ist o.k."

Offensichtlich erwartete er Trinkgeld.

"Wie kommen wir von hier aus am schnellsten nach Delhi?"

"Am schnellsten geht es, wenn ihr den Bus morgen um Sechs Uhr nach Muzaffarpur nehmt, von dort könnt ihr den Nachmittagszug nehmen."

"Kannst du uns morgen früh wecken?"

"Ja, ich kann auch dafür sorgen, daß euch der Pferdewagen zum Bus bringt!"

Wir gaben ihm ein kleines Trinkgeld und er verließ uns.

Nachdem wir uns gewaschen hatten meldete sich unser Hunger, da wir den ganzen Tag über kaum etwas gegessen hatten. Also setzten wir uns in das Restaurant an einen Tisch, vis a vis des Europäers, den ich auf Grund seines Aussehens für einen Franzosen hielt.

Als wir mit großem Appetit unser scharf und exotisch gewürztes Gemüse mit Reis verspeisten, kam der Hotelmanager an unseren Tisch um zu fragen, ob wir dem Europäer ein Essen bezahlen könnten.

Erstaunt sahen wir ihn an.

"Wieso?"

"Dieser Mann ist Spanier und wurde vor einer Woche nachts im Zug ausgeraubt. Er hat nichts mehr, kein Geld, keinen Paß, sogar seine Schuhe wurden ihm gestohlen.

Vielleicht können ihm die beiden Gentleman weiterhelfen?"

Wir luden den Spanier an unseren Tisch und bestellten noch ein Essen. Erst jetzt fiel mir auf, daß der Fremde barfuß und seine Füße vor Eiter und Entzündungen angeschwollen waren.

"Wie konnte das geschehen?"

"In der Nacht, im Zug."

Sein Englisch war sehr dürftig.

"Du bist Spanier?"

"Ja."

"Woher in Spanien?"

"Aus einer kleinen Stadt. In der Nähe von Barcelona."

"Kommst du aus Nepal?"

"Nein, ich wollte. Aber sie haben mich ohne Paß nicht reingelassen. Ich solle nach Delhi. Vielleicht kriege ich dort einen Paß, dann will ich nach Kathmandu."

"Und was willst du dort?"

Aber er zuckte nur die Achseln. Überhaupt machte er einen ziemlich apathischen Eindruck.

"Gut, wir werden dich nach Delhi bringen!"

"Ja."

Er schien sich nicht sonderlich zu freuen, daß wir ihm weiterhalfen. Das Essen kam und er verschlang hungrig eine große Portion.

Werner besorgte ihm inzwischen ein Zimmer. Nach dem Essen nahmen wir ihn mit und ich verband ihm die Füße, die ziemlich böse aussahen, entzündete Wunden sind in den Tropen eine gefährliche Sache. Von Werner bekam er Wollsocken mit Ledersohlen aus Afghanistan geschenkt.

Der Manager trat in unser Zimmer um den Boy anzuweisen, dem Spanier sein Zimmer zu zeigen, das jetzt hergerichtet sei. Er bedankte sich noch bei uns, daß wir dem Spanier halfen.

Wir waren rechtschaffen müde und krochen bald unter unsere Netze.

"Komischer Kerl" sagte ich zu meinem Freund.

"Ja, ich glaube der ist ziemlich fertig."

Durch das scheibenlose Fenster drang leicht der würzige Geruch von offenen Feuern, kein Geräusch von Maschinen war zu hören, nur leise Laute von Insekten und mir unbekanntem Tieren sowie entfernte Rufe zauberten eine exotische Stimmung, in der ich versank.

Es war noch dunkel als uns der Boy weckte.

Ein kleines Frühstück, wir bestiegen den

Pferdekarren ... und mußten erst mal auf den Spanier warten. Der Boy brachte ihn dann, und wir fuhren über den holprigen Weg zum Busbahnhof. Der Bus wollte gerade losfahren, deshalb gab es eine ziemliche Hektik, bis wir endlich auf unseren unbequemen Sitzen in dem überfüllten Bus, der nach indischer Weise auch Passagiere auf dem Dach beförderte, saßen. Im Mittelgang vor mir, auf einer eisenbeschlagenen Kiste die mit Ketten an einer Stange befestigt war, saß ein dicker Inder mit Turban, blauer Uniformjacke und doppelläufiger Schrotflinte. Ein lustiges Bild.

Mehrmals auf der Strecke wurde an Kontrollstationen der ganze Bus von Polizisten nach Waffen durchsucht, denn Bihar ist einer der ärmsten Staaten Indiens und Überfälle auf Busse und sogar Züge waren häufig.

Bei einem solchen Zwangsstop stiegen die Leute aus um Zigaretten oder Essen zu kaufen. Ging's weiter, hupte der Busfahrer und bald darauf fuhr er los.

Aber halt, wo ist unser Spanier?

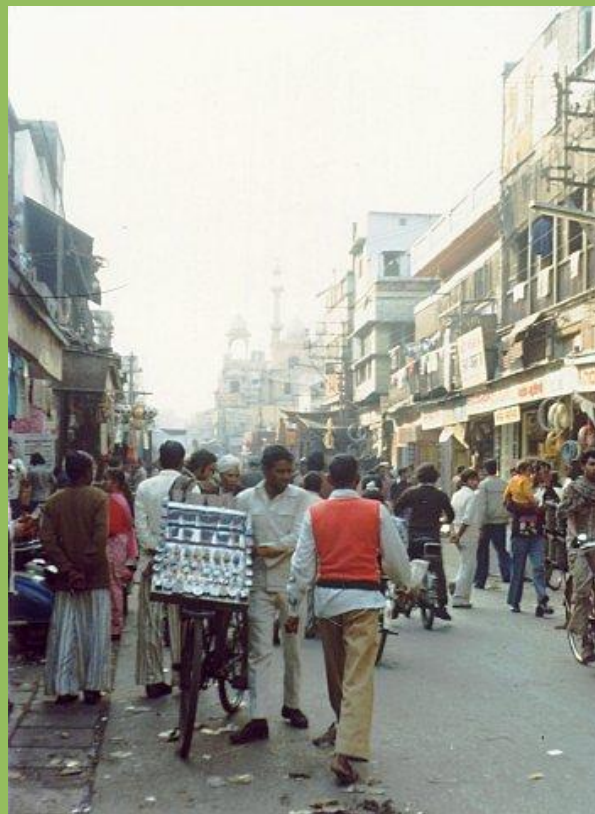
Ich schlug Alarm um den Bus zu stoppen und unser Fahrer, ein Sikh, hielt nach ein paar hundert Metern wieder an.

Wir riefen den Namen unseres Begleiters in die morgendliche Nebelstille, der Busfahrer hupte wie verrückt, aber nichts rührte sich. Werner rannte den Weg zurück. Er blieb sehr lange aus. Der Sikh wurde schon ungeduldig und begann, ein paar Meter weiterzufahren. Ich verführte ein ziemliches Geschrei, er solle warten und endlich tauchten die beiden aus dem Nebel auf.

Der Kerl begann zu nerven! Er schien nichts zu schnallen. Gut, eine Woche ohne Geld in einem armseligen Landstrich Indiens ist kein Zuckerschlecken, aber er unternahm nichts um sich selbst zu helfen.

Der Bus erreichte Muzaffarpur. Wir mußten uns beeilen um vom Busbahnhof zur Zugstation zu kommen, da wir noch wechseln mussten und die Banken bald Mittagspause hatten.

Ich stand mit dem Spanier gerade bei un-



Typisch indische Straße

serem Gepäck, das schon abgeladen war, während Werner auf das Dach des Busses kletterte, um den Rest herunterzuholen, als der Spanier mit den Worten, "Ich habe Hunger" sich ins Menschengewühl mischte. Wir warteten eine geraume Weile und suchten dann die Imbissbuden ab, aber er war weg. Wir konnten nicht ewig warten und sagten einem Imbissbudenbesitzer Bescheid, wenn er einen Europäer sehen würde, jenen doch bitte zum Bahnhof zu schicken, was dieser uns versprach, nachdem wir die Situation geschildert hatten. So bestiegen wir eine Rikscha die uns zum Bahnhof brachte.

Es waren vielleicht noch zwei Stunden bis unser Zug ging, aber von unserem Spanier haben wir nie wieder etwas gesehen. Die Zeit bis zur Abfahrt brachten wir im Bahnhofsrestaurant zu. Ich wusste nicht warum, aber ich hatte Gewissensbisse als ich dort mein Dal mit Reis aß. Nachts im Zug war ich äußerst vorsichtig und benutzte mein ganzes Gepäck als Kopfkissen. Das war zwar unbequem, aber relativ sicher.

Indien - Delhi

Die Fahrt kostete 55 Rupien und erreichte nach 24 Stunden die indische Hauptstadt. Wir suchten und fanden bald in der Nähe des Bahnhofs eine billige Absteige. In Delhi galt es einen günstigen Flug nach Deutschland zu suchen, denn den Strapazen des Landweges war ich noch nicht gewachsen. Das billigste das wir fanden war ein Angebot vom "Student Travel Service" für 450.-DM mit "Syrian Arab" nach München. Also kauften wir dort Flugscheine für den 23. Januar.

Indien scheint den Westlern ja bekanntermaßen das Land mit den aufdringlichsten Bewohnern Asiens zu sein. Zum Teil liegt das an den unterschiedlichen Vorstellungen von Höflichkeit. Als höflich gilt es in Indien, Fremde nicht nur nach dem woher und wohin, sondern auch über deren Namen, denjenigen der Väter und Vätersväter, dem Gesundheitszustand und der Herkunft der Familie, der Anzahl der Brüder und Cousins, deren Beruf und Personenstand, dem Sterbejahr des Urgroßvaters sowie über weitere seltsame Dinge, die sich unsereiner gar nicht alles merken kann, auszufragen. Und da die Inder im Allgemeinen sehr leutselig sind, wurden wir meist, sobald wir irgendwo stehen blieben oder uns gar setzten, in derartige Gespräche verwickelt und immerhin wurde uns so die Zeit nicht lang.

In einem Park von Neu Delhi wurden wir ebenfalls auf solche Weise von zwei älteren Männern angesprochen. Sie behaupteten, ihre Brötchen als "Ohrenputzer" zu verdienen und tatsächlich hatten sie auch solche Reinigungsgeräte dabei. Für diesen armseligen Broterwerb, der uns noch gar nie begegnet war, sprachen sie jedoch zu gut englisch und obwohl sie in typisch indische, weite Gewänder gekleidet waren, waren diese doch aus zu feinem Stoff und blitzsauber. Sie interessierten sich sehr dafür, was wir in Kathmandu alles getrieben hatten und ob wir Drogen mit nach Indien gebracht hätten.



Bahnhofsviertel in Neu Delhi

Wir hielten die beiden für Geheimpolizisten oder bezahlte Polizeispitzel und für diesen Job hatten sie sich ja die richtige Berufstarnung ausgesucht. Zugeben konnten die beiden das natürlich nicht.

"Wenn ich Polizist wäre, dann wäre ich ein feiner Mann und bräuchte nicht hier im Park nach Kunden zu suchen, die sich die Ohren säubern lassen wollen!"

Doch bestimmt hatte schon manch ein nai- ver Hippie auf dem Polizeirevier auch den Spruch zu hören bekommen:

"Ich habe dir doch gesagt, daß ich die Ohren sauber halte!"

Das witzige Duo begegnete uns noch mehrmals und wir begrüßten sie bald als alte Bekannte, doch nie hatten sie irgendwelche Kundschaft.

Wir besuchten das nicht sehr weit entfernt liegende Zentrum von New Delhi, den "Connaught" Place mit seinen gleichnamigen Ringstraßen, wo wir ein kleines billiges Restaurant entdeckten, das gebackene Hühner- teile anbot, eine willkommene Abwechslung zur sonst fleischlosen Kost.

Doch Delhi war eine orientalische Stadt, was sich auch dadurch bemerkbar machte, daß sich mitten zwischen den modernen Gebäuden entlang der kurzen Mauer einer kleinen Grünanlage eine wilde Urinierstelle befand, an der sich täglich hunderte, wenn nicht gar tausende Männer erleichterten, was natürlich bei den hier herrschenden warmen Temperaturen einen fast unerträgli-

chen Gestank hervorrief, der selbst auf die andere Seite der breiten Straße waberte. Der Urin versickerte im feuchten roten Boden, auf dem kein Grashalm mehr wuchs.

Die vielen kleinen Läden im Gewirr der Häuser und Gassen bei unserem Hotel hatten ein interessantes Warenangebot und besonders in einem Laden, der eine Unmenge an verschiedenen Sorten von Parfümölen offerierte, verbrachten wir ziemlich lange Zeit. Ein kleines Fläschchen der ungeheuer intensiven Substanzen kostete meist wenig mehr als eine Mark, je nach Sorte auch etwas weniger oder, bei besonders wertvollen Rohstoffen, auch das zwei- oder dreifache. Unverdünnt konnte das Öl gar nicht verwendet werden, da man bei der Benutzung auch nur eines einzigen Tropfens in eine langanhaltende Duftwolke gehüllt wurde, welche selbst im Freien mehrere Meter weit praktisch alle anderen Gerüche überdeckte. Als wir wieder aus dem Laden traten, brummte uns der Kopf, wir hatten alles über die Herstellung der verschiedensten Sorten von Parfüm erfahren, denn der Verkäufer war nicht müde geworden, uns alles im Detail zu erklären. Dabei hatte jeder von uns nur zwei oder drei der billigeren Fläschchen gekauft.

Straßenhändler boten Betel an, eine angeblich leicht berauschende Nuß, welche zusammen mit einer Kalkpaste und Gewürzen in ein Pflanzenblatt eingewickelt und zu meist von den ärmeren Schichten massenhaft gekaut wurde. Es bildete sich ein roter Saft, welcher auf Dauer die Zähne zerfraß und der überall ausgespuckt wurde. Vor allem unter den Fenstern von Bussen und Zugwaggons waren riesige rote Kleckse von dem ausgespuckten Betelsaft an den Außenwänden, doch scheute man sich auch nicht, das eklige Zeug einfach auf den Boden der Fahrzeuge zu spucken. In allen öffentlichen Gebäuden standen deshalb auch überall Spucknapfe.

Auch indische Zigaretten, sogenannte "Bidies" wurden an den Ständen angeboten, von diesen kostete eine 35 Stück Rolle nur

wenige Paise, doch hatte eine solche Zigarette auch nur einen sehr kleinen Anteil an echtem Tabak, der größere Teil einer solchen Zigarette bestand aus dem Blatt einer anderen Pflanze, in den dieser kleine Krümel konisch eingerollt war. Zwischendurch war es eine Abwechslung, eine solch seltsame, aber gar nicht so übel schmeckende Zigarette zu rauchen. Viele Inder hatten die Gewohnheit, diese Zigaretten zwischen den kleinen Finger und den Ringfinger zu stecken um aus der hohlen Hand zu rauchen, dies kühlte anscheinend den Rauch etwas ab.

Einwegfeuerzeuge waren in Indien noch unbekannt, statt dessen benutzte man Benzinfeuerzeuge oder Streichhölzer, deren Schachteln meist nicht aus Pappe, sondern aus millimeterdünnem Holz waren. Die Qualität der Hölzchen war lausig, oft brachen sie ab und landeten mit aufflammendem Köpfchen auf der Kleidung, weshalb man es sich schnell angewöhnte, diese in einer vom Körper wegweisenden Bewegung zu entzünden.

Dem indischen Staat gelang es damals die Wirtschaft zu fördern, indem es auf alle Produkte die man auch im Land selbst herstellen konnte, hohe Importzölle verlangte, dies brachte viele Arbeitsplätze, doch ließen auf der anderen Seite die Produkte teilweise eben auch zu wünschen übrig.

Indien ist ja als das Land des Tees bekannt, dieser war dort auch das am häufigsten genossene Getränk, doch war die europäische Zubereitungsart eines solchen Aufgusses den von den ausländischen Gästen besuchten Häusern vorbehalten. An jeder Ecke gab es jedoch an Ständen die indische Art des Tees. Dieser wurde stark gezuckert und mit reichlich Milch versetzt in Kannen angebrüht und in henkellosen Einwegtassen aus dünnem unglasierten gebranntem Ton ausgeschenkt. Hatte man leer getrunken, wurden die nicht sehr harten Tonschalen in der Hand zerbrochen und weggeworfen. Vor allem die Gleise an den Bahnsteigen waren mit solchen Scherben übersät.

Das hiesige Bier hatten wir während unseres ersten Aufenthaltes auch einmal pro-

biert, doch bekam diese saure Brühe wohl nur ein eingefleischter Alkoholiker durch den Schlund. Erst vor einigen Monaten hatte sich der indische Staat mit dem "Coca Cola"-Konzern überworfen, dieser hatte zuviel seiner Gewinne aus dem armen Land transferiert und kurzerhand wurden die Fabriken des Softdrink-Herstellers dichtgemacht. Ersatzprodukte, von denen das bekannteste die Marke "77" war, schossen wie Pilze aus dem Boden, darunter "Thumbs up". Diese schwarze Limo schmeckte, typisch indisch, nach Curry.

Mein Lieblingsdrink jedoch war der dickliche Saft von Mangos, der ebenfalls in kleinen Flaschen angeboten wurde. Während unserer Fahrt nach Nepal gab es diesen noch, doch war jetzt leider die Saison zu Ende. Mangos waren überhaupt meine Lieblingsfrucht. Ihren Saft gab es um diese Jahreszeit auch dehydriert als schwarze zähe Masse in Tafeln zu kaufen. Beim Kauen entfalteten diese einen wunderbaren Geschmack. (Deshalb war ich sehr enttäuscht, als in den 90er Jahren die ersten lagerfähigen, aber relativ geschmacklosen Mango-Neuzüchtungen in unseren Supermärkten auftauchten.) Von Indien ausgehend verbreiteten die Kolonialmächte diese köstliche Frucht in all ihren tropischen Kolonien, doch sind die indischen Früchte mit Abstand die besten. Lediglich in der Republik Zentralafrika sollte ich einige Jahre später Mangos in ähnlicher Qualität essen.

Deutsche waren in Indien zwar nicht so hoch angesehen wie in Afghanistan, doch auch hier geachtet. Grund dafür war leider wieder einmal der 2. Weltkrieg. Dieser verlief für die Briten ja bekanntlich zwar siegreich, doch hinterließ er ihr Imperium derart geschwächt, daß es den Indern möglich wurde, sich ihre Unabhängigkeit zu errotzen. Deutsche benötigten zu jener Zeit übrigens noch für eine Aufenthaltsdauer in Indien von bis zu drei Monaten kein Visum.

Zwei Tage vor Abflug begannen bei Werner die gleichen ersten Symptome aufzutre-



Über Pakistan-Iran

ten wie bei mir Anfang Dezember. Wir hatten anfangs als ich noch nicht wußte an was ich erkrankt war, öfters gemeinsam aus einer Bierflasche getrunken, denn in Nepal gab es das erste trinkbare Bier seit der Türkei. "Gebraut nach deutschem Rezept." Auch auf den Bus- und Zugfahrten hatten wir natürlich oft aus einer Flasche getrunken. Das war der einzig mögliche Übertragungsweg. Ausgerechnet ich mußte ihn angesteckt haben.

Ruhe konnte man im Bahnhofsviertel von Delhi nicht finden, tagsüber strömte eine stetig lärmende Menschenmenge vor dem Fenster vorbei und selbst Nachts fuhren völlig unnötig hupende Scooter mit Zweitakt-Motoren durch die Gassen. Ein krasser Gegensatz zu der stillen Seitengasse in Kathmandu, wo nur selten ein Moped den Lärm der gehenden und redenden Menschen übertönte. Unser "Hotel" war von der untersten Kategorie, unser Zimmer hatte zwei Türen, in welche jeweils ein Loch genagt war. Eine fette große Ratte wechselte nun ungeziert von einer Tür zur anderen, doch unser Wirt meinte, das sei doch nicht so schlimm. Wir mussten sparen und das Zimmer war billig. Neben meinem Bett war ein in die Wand eingelassenes Regal. Zwischen den Brettern des Regales und der Mauer war ein Spalt, in der eine riesige, samt Beinen fast 10 Zentimeter im Durchmesser große Spinne hauste. Das erschien mir bedenklicher als die Ratte, denn ich wußte nicht, ob das Tier

zu einer giftigen Spezies gehörte und so versuchte ich es zu töten. Es klingt fast unglaublich, aber als die Spinne auf der freien Wand war, schaffte ich es einmal, ein Buch in 10 Zentimeter Entfernung mitten über dem Tier zu plazieren und blitzschnell stieß ich zu. Die Spinne jedoch war schneller und schaffte es, das tödliche Areal rechtzeitig zu verlassen und wieder im Spalt zu verschwinden.

Zurück

Der Flug führte mit einer B747 über Kuwait nach Damaskus, wo einige Stunden Aufenthalt eingeplant waren. Dies war mein erster Langstreckenflug und prompt wäre die Sache fast schiefgegangen. Die ganze morgendliche Ebene von Damaskus war in dichten Nebel gehüllt, nur die schneebedeckten Berge des Libanon glänzten im Westen aus dem Weiß, als unsere Maschine in den Nebel zu sinken begann. Ich sah aus dem Fenster und erblickte etliche Meter unter mir die kahlen Äste eines Baumes. Plötzlich begann das Flugzeug zu vibrieren, der Pilot gab vollen Schub auf die Triebwerke und langsam begannen wir wieder zu steigen. Der Flugzeugführer hatte die Landebahn verfehlt und so drehten wir einige Runden über dem Nebel, bis wir erneut,

diesmal erfolgreich, einen Landeversuch unternahmen.

Wir mußten den Flieger verlassen und wurden im Flughafengebäude in einen Transitraum geführt. Wir waren nur wenige Passagiere im Transit und in diesem Raum waren schon 10-12 Araber, jeder mit einem Turban der bestimmt 50 Zentimeter im Durchmesser hatte. Wie es schien, waren sie irgendwo als Gastarbeiter beschäftigt und auf dem Heimweg, denn alle waren sie zwischen 20 und 30 Jahre alt und jeder hatte einen neuen tragbaren, batteriebetriebenen Radiokassettenrekorder vor sich auf dem Tisch stehen, alle in Betrieb und laut aufgedreht, nur fast jeder mit einem anderen Sender.

Wir begaben uns beide, nach Ankunft in München, wo wir abgeholt wurden, am 24. Januar 1978 in die Obhut der deutschen Ärzte.

Werner wurde sofort ins Krankenhaus eingewiesen, bei ihm fing das ganze Programm erst an. Bei mir war das nicht mehr nötig. Glücklicherweise heilte auch Werners Krankheit vollständig aus.

Einzig das auch von den deutschen Ärzten empfohlene Jahr ohne Bier fiel uns wohl beiden schwer.

© Peter Engelhardt 2006/2007 oder dessen Lizenzgeber

[Besuchen Sie doch meine Reisesite, viele weitere Reiseberichte warten auf Sie...](#)

<http://fahrtenbuch.peter-engelhardt.com/>